

geschichtsfreunde-kohlscheid.de

Ein Auszug aus dem Buch „Pfarrkirche St. Katharina, Herzogenrath Kohlscheid, 1804 / 1945“ von Joseph Gasten, 1989; Seiten 214 bis 243

Elmar Gasten (Sohn und Nachlassverwalter von Joseph Gasten) erteilte der geschichtsfreunde-kohlscheid.de die Genehmigung für die Veröffentlichung.

(Die Rechtschreibung wurde angepasst)

Joseph Gasten schreibt im Buch unter den Artikel:

„Zuerst habe ich gezögert, vorstehende Nachbetrachtung in die Pfarrgeschichte aufzunehmen. Wer sie gelesen, wird sicherlich die Gründe verstehen, die mich zur Aufnahme bewogen haben. Mancher Leser wird feststellen, dass ganz moderne Themen, die uns heute noch unter den Nägeln brennen, doch nicht so neu sind, und einen schon 70-jährigen im Jahre 1923 beschäftigt haben.“

Und wie sieht es mit den heute modernen Themen aus? Lesen Sie selbst. Viel Spaß mit den alten Geschichten aus Kohlscheid.

Erich Hallmann

April 2023

Ab hier der Auszug

Jugenderinnerungen eines 70 Jährigen

Im Jahre 1923 schrieb **Lambert Schroiff** (geb. 26.10.1853 als Sohn der Eheleute Math. Joseph Schroiff und M. Sibilla Horbach) seine "Jugenderinnerungen eines 70 Jährigen" nieder. Sie sind für die Ortsgeschichte so interessant, dass Sie hier wiedergegeben werden sollen.

Vorwort

Veranlasst zu diesen Aufzeichnungen wurde ich durch die vor Jahren erfolgte Rücksprache mit einem gebildeten und wohlstudierten Herrn, welcher die Behauptung aufstellte, die Jugenderinnerungen des einzelnen Menschen würden auch seine letzten Gedanken sein, falls er an Altersschwäche und nicht an einer Krankheit stürbe. Ich muss demselben aus Erfahrung beinahe beipflichten, denn die Erinnerungen des reiferen Alters sind fast vollkommen der Vergangenheit anheimgefallen.

Bezugnehmend auf obige Wahrnehmung will ich nun versuchen, den Lesern dieser Zeilen ein kleines Bild von unserm lieben Heimatorte Kohlscheid zu entwerfen, und gleichzeitig unserm Arbeitervereins-Präses, dem hochwürdigen Herrn Kaplan Havenith von hier zum Gefallen die Namen der jetzt stillliegenden, früheren Kohlenzechen, wie ich dieselben noch selbst in Betrieb gesehen habe, sowie deren Lage im hiesigen Revier, soweit mir dieselben noch erinnerlich, anführen.

Dem hochwürdigen Herrn Arbeitervereins-Präses Kaplan Havenith und dem hiesigen katholischen Arbeiterverein sollen diese Zeilen gewidmet sein.

Wenn ich mir das Kohlscheid vor 50 bis 60 Jahren in bautechnischer Weise vorstelle, so kommt es mir fast unglaublich vor, dass unsere Ortschaft sich in dieser kurzen Zeit so glänzend entwickelt hat. Kohlscheid macht jetzt den Eindruck einer kleinen wohlhabenden Stadt, während es damals noch ein kleines, unansehnliches und verkrüppeltes Bauerndorf war. Die Häuser der unzusammenhängenden Straßen waren meistens in Holzfachwerk aufgeführt und mit Stroh gedeckt, und auf den Dächern, besonders auf den Dachfirsten, wuchs nicht allein Moos, Gras und allerhand wilde Blumen, sondern sogar auch zuweilen ein vollständiges Kornährenfeld machte sich dort breit. Letzteres kam nämlich daher, dass man in den Lehm, welchen man zur Herstellung der Strohdächer gebrauchte, gehacktes Stroh gemischt hatte zur besseren Haltbarkeit, und in diesem Stroh befanden sich dann neben einzelnen zurückgebliebenen Saatkörnern auch oft noch ganz gefüllte Ähren, und diese schossen dann in dem feucht gemachten Lehm üppig ins Kraut. Auf unserem Dach stand dieser Roggen in so ausgiebiger Menge, dass es sich, besonders wie jetzt die Zeiten sind, gut rentiert haben dürfte, wenn dasselbe abgeerntet worden wäre. Doch unsere Eltern sagten, das hat Gott wachsen lassen für die Vögel des Himmels.

In den Straßen des Ortes herrschte eine solche Fülle von Kot und Morast, da dieselben oft ganz unpassierbar waren, denn nur die Straße von Grube Langenberg an der Kirche vorbei durch den Viehweg (die jetzige Weststraße) bis zur Roermonder Straße war gepflastert, aber fragt nur nicht wie. Von Bürgersteigen, oder auch nur von gangbaren Fußwegen an den Häusern entlang keine Spur und jeder musste zusehen, wie er, ohne nasse Füße zu bekommen oder gar die Schuhe zu verlieren, diese Schlambäder passieren konnte. Die Roermonder Straße als Provinzialstraße wurde allerdings in einem guten Zustande erhalten, da auf dieser Straße hauptsächlich der Verkehr zwischen hier und der Stadt Aachen vermittelt wurde; die Eisenbahn kam zu diesem Zweck auf der kurzen Strecke erst in zweiter Linie in Betracht.

Die Einwohner Kohlscheids waren zwar nicht so gebildet wie jetzt, da zu dieser Zeit unserer Eltern noch kein Schulzwang bestanden hatte, und deshalb die Mehrzahl derselben Analphabeten waren und weder lesen noch schreiben konnten. Trotzdem lebten sie glücklicher und zufriedener als die jetzige Generation, weil Politik, Organisation, Parteihader und Klassenkampf ihnen böhmische Dörfer waren. Sie vergnügten sich oft sogar in ihren Mußestunden auf der Straße mit denselben Spielen, wie wir Schulrangen, nur mit dem Unterschiede, dass der etwaige Einsatz anstatt aus Knickern aus kleinen Kupfermünzen bestand.

Auf einer Versammlung des hiesigen katholischen Arbeitsvereins wurde mir z.Z., als ich eine Lanze für die Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit unserer Vorfahren zu brechen gedachte, von einem anderen Diskussionsredner erwidert, dieselben hätten auch oft und nur zu oft einen über den Durst getrunken, und wären sich dann gegenseitig in die Haare gefahren, sodass es blutige Köpfe gesetzt hätte. Was nun den ersten Punkt anbelangt, so warm es keine Deutschen gewesen, wenn sie nicht noch eines getrunken hätten, ehe sie gingen und in Betr. des zweiten Punktes behauptete ich, da diese Schlägereien ein notwendiges Übel und eine Folgeerscheinung des ersteren Punktes waren.

Diese Schlägereien, wodurch Kohlscheid auf den Nachbardörfern berüchtigt und gefürchtet war, waren nichts mehr und nichts weniger als gewisse Kraftproben. Und diejenigen Familien, welche die stärksten Mitglieder aufzuweisen hatten, waren damit zugleich auch die angesehensten des Ortes und erfreuten sich bei den anderen Ortseingesessenen einer gewissen Popularität. Jedoch wurde derjenige, der sich die allgemeine Verachtung zugezogen haben, der bei diesen gelegentlichen Raufereien die geringste Waffe, etwa einen Stein oder Stock gebraucht hätte. Alle Händel mussten mit den Fäusten ausgetragen werden, und ebenso sehr war es verpönt, wegen jeder geringen Kleinigkeit zum Kadi zu laufen. Auch ist es in meiner Jugend nie passiert, dass der eine oder andere bei diesen Raufereien schwer verwundet worden wäre oder gar das Leben eingebüßt hatte. Der erste derartige Fall ist, soweit mir erinnerlich, vorgekommen als ich schon das militärpflichtige Alter erreicht hatte, die Zivilisation also schon bis zu einem gewissen Höhepunkt vorgeschritten war.

Zum Schluss über dieses Thema will ich noch ein kleines humoristisches Vorkommnis, welches sich damals bei einem hiesigen Wirt (et Fränzche) abgespielt hatte, hierhersetzen: Zwei bis dahin gute Freunde gerieten an einem gewöhnlichen Werktagabend in besagter Wirtschaft in Streit, natürlich nicht ohne vorherigen Genuss des notwendigen Alkohols, und hatten nicht allein Schnapsflaschen und Bierkrüge, sondern auch Tische und Stühle arg in Mitleidenschaft gezogen, wovon anderen morgens die umher gestreuten Trümmer noch Zeugnis ablegten, als ein fremder Herr die Wirtschaft betrat, um einen Morgenimbiß zu sich zu nehmen. Nachdem der Wirt ihn mit entschuldigenden Worten über die Ursache der Unordnung aufgeklärt hatte, setzte der Herr sich an den noch heil gebliebenen Tisch und bat um ein Frühstück. Während er dies verzehrte, kam einer der Duellanten zur Tür herein und vertiefte sich mit dem Wirt über die Vorkommnisse des vorhergegangenen Abends in ein Gespräch und fragte denselben auch unter anderem: "Habe ich recht oder vielleicht unrecht gehabt?" "Nein," antwortete der Wirt, "du hattest vollkommen recht." Nachdem dieser sich nun beruhigt entfernt hatte, erschien nach einiger Zeit der Zweite, der Gegner des Ersten, und stellte ungefähr die gleiche Frage: "Ich weiß nicht, wie der gestrige Streit entstanden ist, ich habe doch nicht etwa unrecht getan?" "Nein," antwortete wieder der Wirt, "du hattest ganz recht." Nachdem dieser sich nun auch entfernt hatte, stellte der Fremde den Wirt zur Rede und sagte: "Vorhin war der Gegner des Letzteren hier, und sie gaben ihm recht, und jetzt geben sie diesem auch recht. Es kann doch nur einer der beiden recht haben." "Sie haben natürlich vollkommen recht," erwiderte der Wirt, "es kann nur einer der beiden recht haben."

Trotzdem unsere Voreltern weder lesen noch schreiben konnten, entbehrten sie doch nicht einer gewissen Buchführung in betreffs der Ausgabe der notwendigsten Lebensmittel und Haushaltsgegenstände, indem sie für jede Sache ein gewisses Zeichen mit Kreide an einer verborgenen Stelle im Hanse aufzeichneten, und nun genau wussten, wieviel Brote und Semmeln beim Bäcker, wieviel Pfunde jeder Sorte Fleisch beim Metzger und so weiter, am Lohntag zu bezahlen waren. Wir Kinder konnten daraus nicht klug werden, denn es war die reinste Hieroglyphenschrift, und doch war diese Schrift einheitlich in jeder Haushaltung ganz gleich gestaltet. Das Hauptbuch meiner Mutter befand sich an der inneren Fläche des Küchenschrankes.

In gleicher Weise verhielt es sich mit der Benennung der Straßennamen. Unsere Eltern

hatten keine modernen Straßenschilder und Hausnummern notwendig, durch Tradition hatten nicht allein die Hauptstraßen ihren allbekanntesten Eigennamen, sondern die Hauptstraßen zerfielen in besondere Häusergruppen, und diese hatten wieder ihren besonderen Namen. Als Beispiel will ich nur die eine Hauptstraße, die jetzige Südstraße anführen. Diese Straße hieß einfach "Ejene Scheedt" (in Kohlscheid) und hatte außerdem noch vom jetzigen Marktplatz an bis zur Kaiserstraße folgende Nebenbezeichnungen: "op Kölleschouf" (auf Kölner Hof), "op gene Steng" (auf dem Steinweg), "op gene Poul" (auf dem Pfuhl), "op gene Lütz", "op gene Dresch", "op gen Tuffel", "ejene Pouth" und "aan et Dreekäntche". Kam nun ein Fremder nach hier und fragte nach irgend einem Einwohner, so wusste der Kohlscheider gleich Bescheid und sagte: "De wohnt ejene Pouth", ejene Tuffel, op gen Lütz oder op gene Poul, je nachdem der Betreffende gerade wohnte, und der Fremde braucht nur "ejene Scheedt" nach diesem Eigennamen zu fragen, und jedes Kind konnte ihm Bescheid sagen, wo die betreffende Häusergruppe lag, und ohne vieles Suchen konnte derselbe seinen Freund, Verwandten oder Geschäftskollegen auffinden.

Der Vollständigkeit wegen will ich noch die Namen der anderen Hauptstraßen anführen. Wie bereits vorhin erwähnt, hier die jetzige Weststraße "Der Viehweg", wahrscheinlich, weil von Zeit zu Zeit ein paar Schweine von der Bahn kommend, diese Straße passieren mussten. Die Nordstraße hieß in ihrer vorderen Hälfte bis an den Bauernhof (heute Ecke Kreuzstraße) heran "op den Krützstroes" (Auf der Kreuzstraße) und mit ihrer anderen Hälfte auf Klinkheide zu "Ejen Scheedheck" (In den Kohlscheider Hecken). Ejen Scheedheck hieß der untere Teil der Nordstraße wohl nur deshalb, weil zu beiden Seiten der Straße sich noch kein einziges Haus befand, und sie deshalb den Namen Straße nicht beanspruchen konnte, wie denn überhaupt die zu Kohlscheid gehörigen Ortschaften ganz von Kohlscheid abgetrennt lagen, weil die Verbindungsstraßen, welche dieselben jetzt mit Kohlscheid verbinden, gänzlich fehlten. Kohlscheid war damals gegen jetzt gerechnet so unbedeutend, dass, wenn man auf der Höhe der Zeche Kämpchen stand und seinen Blick in der Richtung nach Pannesheide schweifen ließ, man außer einigen Häusern von Vorscheid nur den Kirchturm und einige Dächer Kohlscheids mit ihrem Kornährenschnuck sah, die Zeche Laurweg und einige Häuser der Roermonder Straße, auch einige alte vergangene Schächte und verfallene Schachtgebäude, kein einziges Haus bis zum Gute Neuföhrensberg bei Pannesheide, welches letzteres dann bei heiterem Wetter einen angenehmen Hintergrund bildete. Auch die jetzige Holzstraße war nur ein elender morastiger Feldweg, nannte sich doch aber schon "in den Holz". Die Oststraße hier in ihrem oberen Teil von der Kirche an bis zur Grube Langenberg "ejen heijh" (in der Heide), denn auf dem Platz der Tonhalle (heute Markt 31) gegenüber stand noch ein Komplex fußhohen Heidekrauts, und der untere Teil der Straße hieß "Hongeneich" (hohe Eiche) und ich erinnere mich noch genau, dass die hohen Waldbäume des Kohlscheider Waldes bis an die Umfassungsmauer der Grube Langenberg heranreichten, bis dort wo jetzt die Häuser und Gärten der Bardenberger Straße (heute Am Langenberg) liegen.

Schulwesen

Für die ganze Gemeinde Kohlscheid waren nur zwei Schulgebäude vorhanden, die Schule für Knaben in dem jetzigen Wohlfahrtsgebäude (Ecke Oststraße/Am Langenberg) und die Mädchenschule in dem Schulgebäude dem Kirchhof gegenüber (heute nicht mehr

vorhanden). Die Kinder der ganzen Gemeinde, also auch von Vorscheid und Roland, von Klinkheide und Pannesheide mussten in diesen zwei Schulen sich einfinden, um in die Geheimnisse des ABC und des 1x1 sich einweihen zu lassen. Erst nachdem ich bereits ungefähr die Hälfte meiner Schulpflichtjahre hinter mir hatte, erstand die Gemeinde das Schümmersche Haus in der Weststraße 44 und es wurden dort zwei weitere Klassen eingerichtet, sodass wir jetzt mit der Anzahl der Klassen mit den Mädchen gleichstanden. Die innere Einrichtung dieser Schulen kann man im Vergleich zu den jetzigen Verhältnissen nur als mangelhaft bezeichnen, nur der Stock des Lehrers war auch damals schon das wichtigste und gefürchtetste Schulutensil. Betrachtet man dagegen die vielen und modernen Schulbauten der Gemeinde mit ihren bis ins kleinste komfortablen Einrichtungen, so kann man auch auf diesem Gebiete den Fortschritt nur bewundern, welchen unsere Gemeinde in der Zeit eines Menschenalters genommen hat und welcher vielleicht den Neid und die Bewunderung der Nachbargemeinden erregt.

Ein Vorkommnis aus meiner frühen Jugendzeit möchte ich den Lesern nicht vorenthalten. Als ich nämlich den dritten oder vierten Tag als ABC Schütze die Schule besuchte, sah ich auf einen kleinen ummauerten Hof, während der Spielzeit auf einem Mauersockel ein sehr großes Regenfass stehen, dem Lehrer der oberen Klasse gehörig. Am unteren Teil desselben befand sich ein Wasserhahn und da ich noch nie gesehen hatte, wie das Wasser aus einem geöffneten Wasserhahn hinaus floss, öffnete ich mit vieler Mühe diesen Hahn, und nachdem meine Wissbegierde befriedigt war, wollte ich denselben wieder schließen. Aber jetzt spottete er meiner Anstrengung und floss ruhig weiter. Da ertönte die Glocke zum Wiederbeginn der Schule und ich ließ Herrgottswasser über Herrgottsland laufen, und das ganze schöne Regenwasser war in den nahen Wald gelaufen. Am anderen Tage kamen meine älteren Brüder, welche bei dem betreffenden Oberlehrer, dem Eigentümer des Fasses, in die Schule gingen, und erzählten meinen Eltern den Vorgang, und wie man in der Klasse nachforschte, den Täter zu ermitteln, und dabei bemerkten, wenn man diesen herauskriegt, dem wird es aber schlecht gehen. Man kann sich nun leicht vorstellen, wie mein kleines Gewissen im Busen schlug, besonders da meine Eltern jeden Tag fragten: "Hat man den Übeltäter noch nicht erwischt, welcher das Regenfass hat auslaufen lassen?" Die Antwort lautete aber jedes Mal verneinend, da, wie ich ganz gut wusste, es kein Schüler aus der oberen Klasse gewesen sein konnte. Endlich, eines schönen Tages erschien die Frau des Lehrers der oberen Klasse in unserem Schulzimmer. Es wurde ihr ein Stuhl hingestellt, und nachdem sie darauf Platz genommen, mussten wir Kinder aus den Bänken steigen und im Gänsemarsch an ihr vorbei defilieren. Sie schaute jedem scharf ins Gesicht und derjenige, welche errötete oder zitterte, war der Täter. Ich glaube nun heute noch nicht, dass ich in der Verstellungskunst so geübt war, dass die Frau nichts an mir gemerkt haben sollte, denn als ich an die Reihe kam, nahm sie mich wie schützend in ihre Arme, hielt mich lieb und sagte zu unserem Herrn Lehrer: "Nein, der kleine Sch. ist es nicht gewesen; zwei seiner Brüder sind bei meinem Manne in der Klasse und sind ordentliche Jungen; der kann es gar nicht gewesen sein", und ich ward in Gnaden entlassen und dankte Gott und meinem hl. Schutzengel für den guten Ausgang der bösen Sache. Nach 25 Jahren etwa erfolgte jedoch eine humoristische Aufklärung des Tatbestandes. Ich musste nämlich bei einem nahen Verwandten Taufpate werden, und als wir nach vollzogener Taufe nach Hause zurückkehrten, war als Gast die Frau des damaligen Oberlehrers zugegen, und ich habe ihr im Laufe des Gesprächs in

launiger Weise mitgeteilt, dass ich doch der Täter gewesen war, allerdings nicht in böser Absicht, sondern um meine Wissbegier zu befriedigen, und die Sache ist dann von den übrigen Gästen viel belacht worden, besonders da die Frau schließlich auf den launigen Ton einging und behauptete, wenn ich jetzt nicht eine so große Figur wäre, würde sie die Sache noch einmal vor aller Augen aufführen und mich wieder umarmen und liebhaben.

Noch viel unwichtigere Ereignisse aus meiner Jugendzeit, sogar aus der Zeit vor den Schulpflichtjahren beschäftigen jetzt oft meine Gedanken, so z.B. dass meine um 10 Jahre ältere Schwester, welche mich im Auftrage der Eltern beaufsichtigen und behüten musste, mich am allerbesten beruhigen konnte, wenn sie drohte: "Wenn du nicht ruhig bist, so gehen wir am nächsten Sonntag nicht zur Anna." Diese Anna war nämlich ihre Freundin und hatte bei unseren gelegentlichen Besuchen immer eine kleine Nascherei ein Zuckerplätzchen, einen Apfel oder eine Blume, die sie mir zum Geschenk machte, und deshalb meine große Vorliebe für diesen Besuch.

Doch nach diesem Abstecher, welchen der Leser mir verzeihen wolle, wieder zurück zu unserem lieben Kohlscheid, und wir sehen uns die

Gemeindeverwaltung

der damaligen Zeit etwas näher an. Kohlscheid, Richterich und Horbach bildeten bekanntlich auch damals schon eine "Oberbürgermeisterei" doch befand sich der Sitz des "Oberbürgermeisters" nicht in dem wichtigeren Ort Kohlscheid, sondern in Richterich und aus diesem Grunde mussten wir uns hier mit nur einem beigeordneten Bürgermeister begnügen, und alle wichtigen Amtshandlungen mussten in Richterich abgewickelt werden. Als Hilfskräfte hatte der hiesige Beigeordnete nur die Gemeindevertreter, und diese sollten, wie auch heute noch, von den Gemeindevohnern gewählt werden; doch kein Mensch des gewöhnlichen Arbeitervolkes kümmerte sich um diese Wahl, da es einfach an der richtigen Erkenntnis für die Wichtigkeit dieser Wahl mangelte, und aus diesem Grunde die Mandate der Gemeindevertretung sich ausschließlich im Besitz der oberen Zehntausend von Kohlscheid, d.h. der Arbeitgeber und größeren Geschäftsleute befanden. Und diese Gemeindevertreter nur aus Grubenbesitzern und höheren Verwaltungsleuten bestanden. Der einzige Einwohner Kohlscheids, der hiergegen Front machte, war unser in Gott ruhender, hochseliger Pfarrer Herr Jakob Michel, ein geborener Eupener und ein für die Not des arbeitenden Volkes sehr empfänglicher und auch tatkräftig eingreifender Herr. Gründete er doch hier in Kohlscheid den ersten Arbeiterverein zum heiligen Joseph, und wenn auch dieser Verein sich nicht Arbeiterverein, sondern wieder aus Rücksicht auf die oberen Zehntausend "Volksverein zum hl. Joseph" nannte, so bestand doch die Mitgliederzahl, welche, zur Ehre unserer Voreltern sei es gesagt, immerhin eine größere Stärke aufwies, als die heutigen Arbeitervereine, trotzdem unser Ort an Einwohnerzahl bedeutend kleiner war als jetzt. Auch die Tendenzen dieses Volksvereins strebten dasselbe an, wie auch die jetzigen Arbeitervereine, Zentrumspolitik und soziale Fürsorge für den Arbeiterstand. Aus diesem Grunde war unser Herr Pfarrer bei der arbeitenden Bevölkerung sehr beliebt, aber bei den Bessersituierten, besonders bei den höher gestellten Grubenbeamten, die bestgehasste Persönlichkeit, woraus derselbe sich aber nicht viel machte und zu seinem und unserem Gaudium desto mehr und nachdrücklicher auf seine Kohlenbarone, wie er sich auszudrücken beliebte, schimpfen konnte.

Für die Instandhaltung der Wege war als einzige gelernte Kraft ein alter Pflastermeister eingestellt. Es gab damals noch keine Gemeindearbeiter, welche für die Brauchbarkeit der Gemeindewege Sorge trugen, sondern jeder steuerzahlende Bürger wurde durch Gestellungsorder aufgefordert, so oder so viele Tage im Jahr für die Gemeinde ohne Entgelt Handarbeit zu leisten. Pferde- und Fuhrwerksbesitzer mussten dann auch ihre Fuhrwerke unentgeltlich zur Verfügung stellen. Letztere holten dann aus einem Steinbruch aus dem Kohlscheider Gemeindewald mächtige dicke Steine heraus, welche von den Handarbeitern klein geklopft und dann zur Beschotterung der Straße an den schlechtesten Stellen derselben benutzt wurden; und auf diese Tätigkeit beschränkte sich die ganze Sorgfalt der Gemeindevertretung für die Instandhaltung der Kommunalwege.

Industrie und Handel

Der wichtigste und allgemeinste Industriezweig Kohlscheids war selbstverständlich der Bergbau, aber es gab damals wunderbarerweise keinen einzigen Bergmann in ganz Kohlscheid sondern nur Köhler. Dieser ungerechtfertigte Name Köhler für Bergmann ist erst in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts abgeschafft worden und zwar durch den Bergwerksdirektor Herrn Hilt, in dessen Dienstjahren sich zufälligerweise eine glänzende Hochkonjunktur einstellte. Er veranlasste die Köhler, sich eine schicke Bergmannsjacke nebst Mütze zu kaufen. Dann wird auch der Name Köhler aufhören, sagte derselbe in einer Rede auf einem Bergmannsfeste in Kohlscheid, und das Kleid macht den Mann. (Mit letzterem Ausdruck kann ich mich doch nicht einverstanden erklären. Der Verfasser) Der Name Köhler war aber meines Erachtens von Kind zu Kind vererbt, denn unser schon vorher erwähnter Pfarrer, Herr Michel, hatte eine alte Chronik von dem Kohlscheider Bergbau aufgestöbert und veröffentlicht, worin von Mespelköhler, Dornkaulköhler und Sichelscheidköhler die Rede war, welche sich wegen der Schürfsrechte im hiesigen Revier in die Haare geraten waren. Diese alte Chronik behandelte noch die Zeit, als der heutige Bergbau noch so zu sagen in den Windeln lag und die eben angeführten Köhlergruppen noch die Kohlschürfungen auf eigene Rechnung ausführten, da die einzelnen Kohlenflöze noch größtenteils an der oberen Erdschicht zu Tage getreten wären.

In meiner Jugendzeit gehörten die einzelnen Zechen noch Privatbesitzern an, und wurden die meistens jetzt stillliegenden Zechen nach ihren damaligen Besitzern benannt; so die Grube Langenberg nach ihrem damaligen Besitzer Breuer, die Breuersgrube; die Reulandgrube (Reuleaux) lag dem jetzigen Altersheim gegenüber an der Stelle, wo jetzt die neuen Häuser stehen, die Grube Hankepank auf Vorscheid dem Fronleichnamskreuz gegenüber, die Grube Kircheich auf Wilsberg an der Roermonder Straße, an der Stelle, wo jetzt auch das neue Kreuz steht. Die Grube Laurweg hieß auch im Volksmunde "Anlage" und war damals auch noch eine verhältnismäßig kleine Zeche und bestand nur aus einem einzigen Schachtgebäude mit einer Kohlenhalde, vor welcher ein ungefähr 1 m hoher, gemauerter Ansatz stand, so genannt, weil gegen diesen Ansatz die Kohlenfuhrwerke, welche Kohlen laden wollten, rückwärts eines neben dem anderen sich aufstellten. Nach der inneren Seite auf dieser Halde zu war dann bis zu der Höhe der Mauer Erde aufgetragen, und dort standen die Werkleute, welche die Scheffel füllten und die Kohlen in die Fuhrwerke hinein beförderten. Dies geschah nun auf folgenden Weise: Der Fuhrmann holte auf dem Büro der Zeche eine Bescheinigung zur Entnahme von so und so viel Scheffel Kohlen, denn diese wurden nur pro Scheffel und nicht zentnerweise verkauft.

Diese Bescheinigung überreichte er dann dem Schütter, welcher die Kohlen in die Scheffel laden sollte, und dieser machte sich vorher so viel Kreidestriche auf den unteren Teil seines Schüttenstiels, als Scheffel geladen werden sollten und wischte nun bei jedem Scheffel einen der Striche aus. Dies war die einzige Kontrolle für die richtige Verladung der Scheffelnzahl. Wenn nun ein Scheffel gefüllt war, hoben Fuhrmann und Schütter mit vereinten Kräften diesen gefüllten Scheffel einer Arbeiterin auf den Kopf, und diese lief in geschwindem Schritt mit dieser Last auf ihrem Haupte zu dem betreffenden Fuhrwerk hin und stürzte hier ihre Last nicht allzu sanft in den Karren hinein, sodass der Boden des an und für sich schon schweren Scheffels nach oben zu liegen kam. Den leeren Scheffel in den Händen vor sich hertragend, erwartete ihrer an der Schippstelle wieder der zweite gefüllte Scheffel, und dasselbe Spiel begann von neuem, und dauerte so den ganzen Tag von morgens früh bis nachmittags 5 1/2 Uhr mit 1/2 stündiger Mittagspause. Wie viel Frauen der jetzigen Welt würden eine solche schwere Herkulesarbeit noch zu verrichten im Stande sein? Ich glaube 0,0 Prozent der Weiblichen.

Auf verschiedenen anderen Gruben fehlte sogar dieser die Arbeit erleichternde Ansatz und mussten hier die Frauen eine kleine, transportable Treppe von 4 bis 5 Stufen ersteigen, um in die Höhe des zu beladenden Fuhrwerks zu gelangen und ihre Last abwerfen zu können. Mit Ausnahme der Grube Kämpchen, wo die Kohlen auf der noch heute bestehenden Zweigbahn abgerollt wurden, (an die alte Gleisanlage werden sich noch viele erinnern können) war auf allen Gruben dieser hier beschriebene Verladungsmodus im Gebrauch, und die Abfuhr der Kohlen geschah fast ausschließlich mit Pferdefuhrwerk. Doch nebenbei hatte in früheren Jahren nach Aussage meiner Eltern noch eine andere Gesellschaft sich mit dem Abtransport der hiesigen Kohlen angelegen sein lassen. Es waren dies die Kohlegidse, welche zwar glückliche Besitzer eines kleinen Pferdchens, aber nicht einer Kohlenkarre waren, und deshalb ihren hier eingekauften Kohlenvorrat einfach in Säcke füllten und auf den Rücken ihres Pferdchens luden, und so damit über Land zogen. Ganze Karawanen derselben sollen zur Zeit das hiesige Revier, also auch Würselen und Alsdorf besucht haben. Den letzten dieser Mohikaner habe ich noch ein paar Mal in meiner Kindheitszeit in Kohlscheid gesehen, und fiel mir an demselben besonders auf, dass er ein hochaufgeschossener aber äußerst magerer Mann war, was mir in meiner kindlichen Einfalt den Gedanken nahelegte, alle Kohlegidse wären hohe aber magere Männer gewesen. Er trug einen langen, blauleinenen Kittel und auf dem Kopfe einen ungewöhnlich hohen Spitzhut, was seine außergewöhnliche Länge noch mehr augenscheinlich machte: überragte er doch mit seinem Spitzhut bei weitem die Kohlensäcke Pyramide auf dem Rücken seines Pferdchens. Die Kohlensäcke lagen nämlich, sechs an der Zahl, in folgender Reihenfolge: Auf der Unterlage einer dünnen Pferddecke lagen zuunterst drei, dann auf den Rücken der drei unteren zwei und oben wieder ein Sack, sodass das Ganze eine spitze Pyramide bildete und nur durch ihr Eigengewicht auf dem Rücken des Pferdes festgehalten wurde.

Auch die Arbeit der Bergleute unterirdisch war sicher viel mühseliger, ungesunder und gefährlicher als heutzutage, weil ihnen eben die technischen Hilfsmittel fehlten, welche heute dem Bergmann zu Gebote stehen. Alle Schusslöcher mussten noch mit Fäustel und Schlagbohrern hergestellt werden, und die Schlepper mussten noch die losgehauenen Kohlen und Gesteinsmassen auf Schlitten an ihren Bestimmungsort befördern, während diese sehr anstrengenden Arbeiten jetzt mit elektrischer oder hydraulischer Kraft

ausgeführt werden, da die damals in Betrieb befindlichen Zechen nicht untertage mit einem durchgetriebenen Stollen zusammen verbunden waren, und also nur ein Ein- und Ausgang an jeder einzelnen Zeche vorhanden war. Von Ein- und Ausfuhr der Bergleute war keine Rede. Alle mussten durch den sogenannten Klimmschacht, welcher in unmittelbarer Nähe des Förderschachtes angebracht war, bei Beginn der Schicht durch Abklettern und zum Feierabend durch Aufklettern auf eisernen Leitern ihre heimatlichen Penaten zu erreichen suchen. Ich habe in meiner Jugend dies Aufklettern der Leute oft beobachtet, und es war gewiss kein schöner Anblick, wenn die schwarzen und abgehärmten Gestalten keuchend und schnaufend dem Schoß der Erde entstiegen. Viele der älteren Leute mussten dann zuerst auf einer in der Nähe zu diesem Zwecke angebrachten Bank eine kurze Zeit ausruhen, ehe sie ihren Heimweg fortzusetzen im Stande waren. Und schwarz wie die Köhler schritten sie dann langsam von dannen, um sich, zuhause angekommen, vor allem einer gründlichen und wohltuenden Reinigung zu unterziehen, denn, auf der Zeche war gar keine Gelegenheit geboten, um dieses Geschäft schon dort verrichten zu können.

Um das mühsame Geschäft des Auf- und Abkletterns auf Leitern außer Betrieb setzen zu können, war auf der Grube Furth in den Wurmbenden unterhalb der Ruine Wilhelmstein gelegen, eine Kunstfahrt eingebaut worden. Und da ich dieselbe ein paar Mal in meiner Jugendzeit in Betrieb gesehen habe, will ich versuchen, dieselbe so gut es eben geht, zu beschreiben. Besagte Kunstfahrt wurde durch eine Wasserturbine, welche aus dem Wurmbach gespeist wurde, in Bewegung gesetzt, und bestand deren Maschinerie aus einem oberirdischen, mächtigen und ausgedehnten Hebel und Balancierwerk, welches wiederum ein Stangensystem in auf- und abwärts gerichtete Bewegung versetzte, und welches durch den Kunstschacht hindurch bis auf die unterste Sohle reichte. An diesem Stangenwerk waren nun auf genau abgemessener Entfernung Trittbretter angebracht, welche für zwei Leute Platz boten und jedes genau die Hälfte der lichten Weite des Schachtes ausfüllte. In Betrieb gestellt, erschien nun das oberste Trittbrett mit der Erdoberfläche in gleicher Höhe und blieb hier einen kurzen Augenblick still stehen, da das Balancierwerk sich dann auf dem toten Punkt befand, und diesen Augenblick benutzten zwei Bergleute, um das Trittbrett zu betreten; und in der nächsten Sekunde waren dieselben vor aller Augen verschwunden und in die Tiefe versenkt. Nach ungefähr einer Minute Zeit erschien das Trittbrett wieder an der Oberfläche, aber ohne die beiden Leute. Dieselben hatten nämlich ein zweites Trittbrett betreten, welches an dem hinteren Gestänge der Kunstfahrt befestigt war, und nachdem auf dem ersten Trittbrett zwei weitere Leute Platz genommen hatten, um ihre Fahrt auch zu beginnen, waren die ersten zwei schon eine weitere Strecke in den Schacht hinunter befördert und hatten das dritte Trittbrett bereits betreten, welches sich wiederum an dem vorderen Gestänge befand, während nun das oberste Trittbrett sich mit dem zweiten Paar von Leuten auch in die Tiefe bewegte, stieg das hintere Gestänge gleichzeitig aufwärts, und an der Stelle, wo die beiden Trittbretter sich begegneten, fand dann die eingangs erwähnte Stillstandspause jedesmal statt, und die Bergleute mussten diese Augenblickspause jedesmal benutzen, von einem Trittbrett auf das andere zu gelangen, bis schließlich, wenn die beiden ersten die Schachtsole erreicht hatten, die ganze Kunstfahrt von oben bis unten voll Leuten hing, da jedes Trittbrett mit ein paar Leuten besetzt war. Man sieht auf den ersten Blick, dass diese Art der Ein- und Ausfahrt doch eine gefährliche Sache war, denn der jedesmalige

Trittbrettwechsel brauchte nur den Bruchteil einer Minute zu früh oder zu spät ausgeführt zu werden, und der arme Bergmann stürzte in die gähnende Tiefe hinunter und würde von dem auf- und abgehenden Gestänge zermalmt. Doch weiß ich mich nicht zu erinnern, dass ein solches Unglück vorgekommen wäre, denn die Bergleute waren erstens gut geschult und zweitens äußerst vorsichtig.

Zum Schluss will ich noch die Namen und Lage der früheren alten Zechen angeben, welche nicht mehr in meiner Jugend in Betrieb waren, damals aber noch als Kohlenzechen kenntlich waren. Es waren dies die Gruben: Spidell in der Ortschaft Roland gelegen, die Grube Altlaurweg auf derselben Stelle, wo jetzt das Kohlscheider Casino sich befindet und ganz in deren Nähe die Gruben Gratchen, wovon die dort liegende kleine Häusergruppe ihren Namen hat. die Grube Sichelscheid in der Ortschaft Klinkheide gelegen, wo die Häusergruppe auch noch ebenso benannt ist und die Grube Ath, welche zwar auf Bardenberger Gebiet gelegen, doch dem hiesigen Revier unterstellt war. Die Grube Fislapp in Pannesheide ist nach Sagen und Hören von noch älteren Leuten durch einen Wassereinbruch zerstört worden. Ich weiß mich ihrer nicht mehr zu erinnern. Es waren außerdem noch in Kohlscheid und Umgebung mehrere Luftschächte, welche den Zweck hatte, die falschen Gase aus der Grube und frische Luft einzuführen, sodass für jede Zeche zwei solcher Luftschächte notwendig waren, einer der aus- und der andere, der einzog. Aus Sparsamkeitsgründen wurde aber auch zuweilen, wie dies auf der Reulandsgrube der Fall war, der Klimmschacht als Luftschacht mitbenutzt, welcher auszog, und mussten die Bergleute beim Auf- und Abklettern durch diese giftigen Gase hindurch, was sicher der Gesundheit derselben nicht besonders förderlich war. Auch berichteten mir eben zwei ältere Bergleute, da einige Klimmschächte in einem Zustand sich befunden hätten, jeder Beschreibung spottend, indem ihnen beständig Wasser von oben her auf die Köpfe fiel, und was dergleichen Unannehmlichkeiten mehr sind.

Dass der Beruf des Bergmanns der gefahrendrohendste der gesamten Industrie ist, ist ja genügend bekannt, und kann ich dieses Thema mit Stillschweigen übergehen. Nur ein schweres Unglück, welches ganz Kohlscheid in Aufregung und Trauer versetzte, will ich hier für die jüngere Generation schildern, da die älteren Leute dasselbe bis jetzt nicht vergessen haben werden. Es war im Jahre 1861, als plötzlich die Kunde mit laufender Geschwindigkeit Kohlscheid durcheilte: "18 arme Frauen und Kinder sind bei der Häusergruppe Kessels in eine Bodensenkung der Grube Kämpchen hinunter gestürzt und lebendig begraben." Und leider nur zu wahr erwies sich diese Kunde. Es war an einem Samstagmorgen, glücklicherweise, denn wäre dies Unglück zu einem anderen Wochentag eingetreten, die Zahl der Verunglückten wäre erheblich größer gewesen. Es hatte nämlich an der besagten Stelle eine erhebliche Bodensenkung stattgefunden, ein Loch war eingestürzt, wie damals der allgemeine Ausdruck hierfür lautete, und da dieses Loch von der Grube Kämpchen aus mit Grubenabfällen gefüllt werden sollte, und unter diesen Abfällen sich hier und da brauchbare Kohlen und Köhlchen befanden, welche letztere sich die verunglückten Frauen und Kinder am Rande des Loches aufsammeln wollten, das Loch sich plötzlich erweiterte, und alle in die Tiefe hinunterstürzten, und eine nachfolgende Erd- und Steinlawine alle unter sich begrub. Da es nun gerade Samstag war, hatten viele Frauen, welche sonst regelmäßig zu den Kohlensuchern gehörten, keine Zeit gehabt, hinzugehen und hatten diesem Zufall also höchstwahrscheinlich ihr Leben zu danken. Das Kreuz am Eingang des sogenannten Kesselergässchens steht heute noch zum Andenken

an diesen unglücklichen Vorfall. (Das Gässchen führte hinter dem Hause Südstraße 181 schräg hinüber zur Rolandstraße zum alten Ortsteil Kesseles. Das Kreuz stand noch bis nach dem letzten Kriege neben dem Hause Südstraße 181.)

Dann ist ebenfalls sechs bis acht Jahre später ein eigentümlicher Unglücksfall zu verzeichnen, bei welchem zwar keine Menschenleben zu beklagen waren, der es aber seiner Eigentümlichkeit wegen verdient, auch aufgezeichnet zu werden. Dies hat sich auch in der Nähe der Zeche Kämpchen, der Ortschaft Rumpen zu, ereignet und hatte folgenden Verlauf: Der Knecht eines hiesigen Landwirtes ist auf besagtem Felde mit Pflügen beschäftigt, und plötzlich verschwinden Pferde und Pflug vor seinen Augen in den Erdboden hinein. Er selbst fällt vor Schrecken ohnmächtig zu Boden, ohne glücklicherweise gleichfalls mit in die Tiefe zu stürzen. Er wurde am Rande des Loches aufgefunden und zwar in besinnungslosem Zustande, und hat derselbe sich erst nach langwieriger Krankheit von seinem Schrecken erholt.

Für die Gesinnung unserer Voreltern ist zu vermerken, dass die alten Bergleute vor der Einfahrt in die Grube gemeinschaftlich ein Gesetz des hl. Rosenkranzes beteten und zu diesem Zwecke war ein besonderes Betzimmer vorhanden und ein ständiger Vorbeter bestimmt. Vorher hatte aber schon die Verlesung der Namen stattgefunden, sodass wer das Gebet versäumt hatte, einen Teil der Schicht vernachlässigt hatte und sich dafür einen Verweis von Seiten des Steigers zuzog. Auch während der Einfahrt selbst beteten die Leute noch im Fördergerüst, nachdem sie die obenstehenden und der Einfahrt harrenden Kameraden mit dem Bergmannsgruß "Glück auf " begrüßt hatten, den englischen Gruß und ein Vater- unser zu Ehren der 14 Nothelfer, besonders zur hl. Barbara, als Patronin der Bergleute, damit auch diejenigen, welche das Gebet im Betzimmer durch Zuspätkommen versäumt hatten, nicht ohne zu beten einzufahren brauchten. Der Legende zufolge soll die hl. Barbara einmal als Kind über einem Schacht dreimal mit lauter Stimme: Heraus!" gerufen haben, und dieser Ruf sei durch das ganze Bergwerk von allen Leuten gehört worden, und einer übernatürlichen Macht folgend, auch befolgt worden. Und nachdem der Letzte von Ihnen den Schacht verlassen, soll dieser in sich selbst zusammengestürzt sein. Deshalb wird die hl. Barbara von den Bergleuten als Patronin gewählt und verehrt.

Im Vorstehenden war vorzugsweise nur vom Bergbau die Rede, und im Nachstehenden will ich die anderen Berufe und Industriezweige der damaligen Zeit so viel wie möglich zu schildern versuchen.

Bäcker, Metzger, Schuster, Schreiner und Krämer gab es selbstverständlich gerade so gut wie heute, nur dass diese Handwerker ausschließlich zu Hause in ihrer den Verhältnissen angepassten kleinen Werkstatt auf Bestellung arbeiteten, und so große und prachtvolle Läden und Lager nicht anzutreffen waren, wie die Kohlscheider Straßen sie heute aufzuweisen haben, und welche mancher kleinen Stadt zur Zierde gereichen.

Das Hufschmiede- und Wagengeschäft stand in hoher Blüte, weil viel mehr Pferdefuhrwerke als jetzt die Straßen und ganz besonders die Roermonder Straße belebten, da ihnen die Eisenbahn wenig und Automobile gar keine Konkurrenz machten. Auch in der Großindustrie, namentlich die Metallbranche fing an, sich in unserem Orte einzubürgern, was sich in der Anlage von Eisengießereien, Kesselschmieden und ähnlichen, wenn auch noch nicht ganz so großen Werken zeigte, wie wir dieselben heute

gewohnt sind.

Auch gingen damals schon viele Arbeiter von hier nach der nahen Stadt Aachen in der Nadel-, Textil- und Maschinenbau-Branche arbeiten, welche sich den hiesigen Verhältnissen auf den Kohlengruben nicht anzupassen vermochten und ihren Unterhalt dann auf diese Weise zu verdienen suchten, was ihnen bei einigem Fleiß und Aufmerksamkeit auch gewöhnlich in so ausgiebiger Weise gelang, dass sie den Neid der hiesigen Grubenarbeiter erregten. Zum Beweis meiner letzteren Behauptung will ich nur eben anführen, dass ich meinen seligen Vater oft zu meinen älteren Brüdern sagen hörte: "Wenn ihr zeitlebens, meine Jungen, trockenes Brot essen müsst, dass mir keiner von euch in das Loch (das Grubenloch nämlich) hineingeht." So sprach ein alter Bergmann. Diese Leute, welche nach Aachen zur Arbeit mussten, (meine Wenigkeit gehörte auch zu ihnen) genossen nun noch garnicht die Wohltat der Wochen und Monatskarten, um zur Stadt zu gelangen, sondern mussten zu Fuß jeden Tag den Weg hin und zurücklegen, um auf dem nächsten Wege ihre Arbeitsstätte zu erreichen, und gewöhnlich führte dieser Weg über Rumpen, Berensberg, durch die Soers auf Aachen zu, welcher Weg sich damals in einem viel miserableren Zustand befand, als dies heutzutage der Fall ist, und man zuweilen im vollsten Sinne des Wortes im Morast stecken blieb. Viele Arbeiterinnen, besonders in der Textilbranche, welche 12 bis 14 Stunden täglich arbeiten mussten und die ganze Woche von Montagmorgen bis Samstagabend nicht aus der Fabrik kamen, weil sie in der Tuchwolle auch ihre Nachtruhe suchen mussten, gingen in kleineren oder größeren Trupps besagten Weg, ein Körbchen mit dem notwendigen Mundvorrat für die Woche im Arm und ein angeschnittenes großes Schwarzbrot (angeschnitten musste das mitzunehmende Brot sein, weil man sie sonst nicht in Aachen ohne Zoll hineingelassen hätte) lose auf dem Kopfe liegend und dabei im Sommer noch unterwegs ihre Strümpfe strickend zur Stadt, um dann erst Samstagabend, den verdienten geringen Lohn in der Tasche, heimzukehren. Wie aus der Verzollung des Brotes ersichtlich, wurde an den Stadttoren noch die Mahl- und Schlachtsteuer erhoben. Aachen war damals noch mit einer Wallmauer umgeben und mit verschließbaren, schweren Stadttoren versehen, welche alle zur Nachtzeit, mit Ausnahme von Kölntor, von 10 Uhr abends an verschlossen wurden und zur Tageszeit von zwei Zollbeamten bewacht wurden. Hieraus kann man schon ersehen, dass auch die Stadt Aachen sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis in die Jetztzeit hinein sehr zu ihren Gunsten verändert hat, indem die Stadt sich bedeutend erweitert und in jeder Beziehung sich vervollkommnet hat.

Doch von diesem Abstecher nach Aachen wieder zurück nach Kohlscheid. Sehen wir uns nun die einzelnen Geschäfte und Berufe etwas näher an. Vorhin habe ich erwähnt, dass alle einzelnen Berufe und Geschäfte vorhanden gewesen wären, doch halt eines fehlte gänzlich und zwar ein Klempnergeschäft, und kein einziger gelernter Klempnermeister lebte auf ganz Kohlscheid. Als Ersatz hierfür erschien alle zwei bis drei Wochen eine schon ziemlich bejahrte Frau die "Zennegesche Drütt" (Zinngießer Gertrud) zur größten Freude von uns Schulbuben in Kohlscheid. Dies Zennegessesch Drütt war, wie ihre Namenspatronin die hl. Gertrud, eine von den 14 Nothelfern Kohlscheids. Sie trug Amboss und Blasebalg auf ihrem Rücken und in einem Kistchen, welches an einem Riemen über ihre Schulter hing, ihr übriges Werkzeug, darunter auch eine eiserne Form, um zinnerne Löffel darin zu gießen; deshalb der Name "Zennegessesch Drütt". Bei ihrer Ankunft strömte die Schuljugend bei ihr zusammen, und waren wir alle beflissen, ihre Werkstatt

herzurichten, aber nicht etwa in irgendeinem Schuppen oder sonstiger Gebäulichkeit war diese Stätte, sondern auf offener Straße unter zwei hohen Pappelbäumen, welche schräg vor der Pastorat und ungefähr auf halbem von dort und Kölleschhauf (Köhlerhof) am Ufer des Kapellepouls (Kapellenpfuhl) standen. Unter diesen zwei Bäumen wurde also das Lager aufgeschlagen. Zuerst wurde ein genügend großes Loch in den Boden geschlagen, und in dieses das Rohr des Blasebalgs hineingeleitet. Etwas Stroh, Holz, und genügend Kohlen waren schon vorhanden, denn dasselbe hatten unterdessen andere schon herbeigeschleppt, und bald brannte ein lustiges Kohlenfeuer, durch den Blasebalg angefacht, aus dem Loche heraus, und jetzt konnte die Geschichte losgehen. Es kamen schon wieder andere mit schadhaf gewordenen Blechgeschirren, meistens den Kaffeeblechen der Bergarbeiter, herbeigelaufen, welche sie in den nächsten Häusern als reparaturbedürftig aufgesammelt hatten. Und wie der Sturmwind verbreitete sich die Kunde über Kohlscheid und Umgegend: "De Zenngessche Drütt es do!" Nun florierte unser improvisiertes Klempnergeschäft glänzend; von allen Seiten strömten neue Kunden heran und so schnell wie möglich wurden alle bedient und erhielten ihre Blechgeschirre heil und ganz gegen Bezahlung einer lächerlich geringen Summe zurück, denn die Drütt verstand außerordentlich gut den LötKolben zu handhaben, und nicht umsonst habe ich sie vorhin mir ihrer Namenspatronin als Nothelfer Kohlscheids verglichen. Ehre ihrem Andenken!

Wenn nun alle Geschirre, kleine und große, von ganz Kohlscheid wieder heil waren, begann erst der wichtigere Teil unserer Tätigkeit, nämlich das Gießen der neuen zinnernen Esslöffel. Wir Jungen hatten schon vorgebaut, indem wir schon vorher alle Zinnabfälle, deren wir habhaft werden konnten, sorgfältig aufbewahrt hatten. Und wenn wir für zwei oder auch nur für 1 1/2 Löffel Rohmaterial besaßen, und diesen Vorrat der Drütt zur Verfügung stellten, erhielten wir dafür einen neuen funkelneuen unentgeltlich hergestellt. Und dafür durften wir bei dessen Herstellung sogar selbst mit tätig sein.

Der Amboss, an seiner unteren Seite mit einer Spitze versehen, wurde in die Erde gerammt, mit der Spitze nämlich so, dass er feststand, der Schmelztiegel aufs Feuer gestellt, und nachdem die einzelnen Stücke Rohmaterial zerkleinert waren, in den Schmelztiegel gefüllt. Und nun wurde der Blasebalg, welcher auf einem kleinen Holzgestell ruhte, kräftig in Bewegung versetzt und gleich nachher fing das Material zu schmelzen an. Und nachdem dieses seine nötige Flüssigkeit erreicht hatte, durften wir eigenhändig den Guss selbst ausführen, während die Drütt die Form mit beiden Händen festhalten musste, bis dieselbe genügend erkaltet war, im jetzt geöffnet zu werden, und der neue Löffel in rohem Zustand zum Vorschein kam. Nachdem derselbe vollständig erkaltet war, holte die Drütt ein zu diesem Zweck eigentümlich geformtes Schabmesser hervor und begann den neuen Löffel mit diesem Instrument nach allen Regeln zu bearbeiten, die abfallenden Schabspäne wieder zu sammeln, und nachdem dies geschehen und der neue Löffel wie Silber glänzte, übergab sie uns diesen mit einer Gebärde der Genugtuung über ihr gelungenes Werk, welche dem berühmtesten Glockengießer der Jetztzeit alle Ehre gemacht hätte. Wir Schuljungen trugen dann unsere Beute, welche zwar billig, jedoch auf ehrlichem Wege erobert worden war, voller Stolz nach Haus. Dieses Spiel dauerte dann einige Tage, und außer der Schul- und Essenszeit waren wir die ständigen Gehilfen der Drütt, bis die Konjunktur unseres Geschäftes auf den Nullpunkt sank und die Drütt ihr Bündel schnürte, um eine andere Ortschaft mit ihrer

Kunsthfertigkeit zu beglücken. Und nachdem wir ihr wieder Amboss und Blasebalg auf ihrem Rücken befestigt hatten, zog Sie wohlgenut und heiter von dannen, während wir alle ihr wehmütig nachblickten und schon im Voraus die Zeit berechneten, wann sie wieder auf der Bildfläche erscheinen werde.

Noch eine andere, merkwürdige Persönlichkeit versetzte zuweilen unseren Heimatort in Aufregung, denn bei seinem Erscheinen, welches gewöhnlich sonntags morgens nach dem Hochamte stattfand, war plötzlich ganz Kohlscheid mehr oder weniger erkrankt. Es war dies der Manglele-Peter, so genannt, weil er zwei Körbe (Manglele), den einen auf dem Rücken, den anderen auf der Brust, durch einen Lederriemen miteinander verbunden, über die Schulter trug. Und in diesen Mangelen hatte er für alle möglichen Krankheiten ein unfehlbares Heilmittel. Ein genügend großer Tisch war bald leihweise erstanden, und jetzt kramte er seine Herrlichkeiten unter ungeheurem Wortschwall auseinander, und jeder konnte für seine Krankheit, nach entrichtetem Obolus, ein unfehlbares Heilmittel mit nach Hause nehmen. Seine provisorisch eingerichtete Apotheke war den ganzen Tag über vollständig belagert, denn alle Kohlscheider waren plötzlich krank geworden und jeder fand für sein wirkliches oder eingebildetes Leiden Rettung und Heilung, gab es doch hier Mittel gegen Kopf- und Leibscherzen, gegen Zahnweh und Ohrensauen, gegen Hühneraugen und Hornwarzen, Husten und Heiserkeit, gegen Kurzatmigkeit und Harthörigkeit, drei bis vier Wurmmittel für Kinder usw., für alle nur erdenklichen Krankheiten. Am Abend war dann richtig seine ganze Apotheke ausverkauft, und er verschwand so plötzlich mit seinen beiden leeren Mangeln, sodass sein Rückzug bald wie eine Flucht aussah, um dann nach unbestimmter Zeit, oft sogar nach mehreren Monaten, zurückzukehren und seine Tätigkeit wieder zu beginnen.

Ob seine Medikamente auch in nützlicher Weise gewirkt haben, entzieht sich meiner Kenntnis, denn ich für meinen Teil habe dieselben niemals zu erproben gebraucht, weil ich mich fortgesetzt, solange ich zu denken vermag, einer sehr guten Gesundheit zu erfreuen hatte, welche selbst der Manglele Peter nicht zu zerstören vermochte. Spiegelte er doch seinen Zuhörern alle Krankheiten vor, und wie die meisten von ihnen mit dieser oder jener Krankheit behaftet sein könnten, ohne dass sie es selbst wüssten. Er machte also vorher die Leute krank, welche den ganzen Tag seinen Kurpfuschertisch umstanden und seinem Tam-Tam zuhörten. Auf mich machte er trotz meiner Jugend stets den Eindruck eines, gelinde gesagt, großen Betrügers, und würde bestimmt in den heutigen Tagen die Polizei kurzen Prozess mit ihm gemacht haben.

Der Handel und Wandel Kohlscheids bewegte sich zur damaligen Zeit in bescheidenen aber sehr reellen Bahnen, da man noch nichts von dem sogenannten Differenzgeschäften der Jetztzeit verstand, welche nur in Börsenspekulationen ihre Grundlage haben, in dem einer dem anderen z.B. 1.000 Sack Hafer verkaufte, lieferbar nach drei Monaten, ohne auch nur ein einziges Kilo Hafer zu besitzen und die 1.000 Sack also nicht liefern konnte und auch nicht wollte, sondern zwischen beiden Kontrahenten nur die Differenz ausgeglichen wurde, welche die Börse nach Ablauf der drei Monate zu Gunsten oder Ungunsten des einen oder andern notierte. Deshalb der Name Differenzgeschäft, welcher Modus aber meines Erachtens auf den ehrlichen Handel einen schädlichen Einfluss ausübte.

Allmählich aber erweiterte und vervollkommnete sich der Handel, die Zahl und Größe der

industriellen Etablissements vermehrten sich, Bildung und Anstand wuchsen schnell an. Dank der Einrichtung der Zwangsschule in der verhältnismäßig kurzen Zeit wuchs Kohlscheid zu der glänzenden Höhe, welche es heute unter den Ortschaften des deutschen Vaterlandes einnimmt.

Der Kapellepoul

Der Platz vor der Kohlscheider Kirche war in meiner Jugendzeit nicht in so schöner Verfassung wie dies heute der Fall ist, denn fast der ganze Platz war ein großer Regenwassertümpel, und dieser hieß Kapellepoul, weil die frühere Kapelle, ehe Kohlscheid die jetzige Pfarrkirche ihr eigen nennen konnte, in unmittelbarer Nähe dieses Pfuhles gestanden haben soll. Es lebt sicher keiner mehr, der sich dieser Kapelle noch erinnern könnte. Es stand aber damals noch ein kleiner Lindenbaum an dem Platze, wo nach Aussagen meiner Eltern der Hochaltar dieser Kapelle gestanden haben soll. Deshalb der Name Kapellepoul (Kapellenpfuhl). Da ich diesem Pfuhl ein besonderes Kapitel widme, hat darin seinen Grund, weil sich interessante Begebenheiten an, auf und in diesem Pfuhl zugetragen haben, welche ich dem Leser nicht vorenthalten möchte.

Beim Winteranfang, wenn die erste dünne Eisdecke sich zeigte, bewaffneten wir uns alle mit ziemlich dicken Stöcken, welche mit einem Widerhaken versehen sein mussten und zerschlugen mit diesen Stöcken rund am Ufer entlang die Eisdecke. Nachdem dies geschehen, und das von uns nicht erreichbare Eis als große Scheibe lose auf dem Wasser ruhte, gingen wir zu derjenigen Stelle hin, wo das Ufer am flachsten war, hieben mit unseren Stöcken kleine Löcher in den Rand dieser Scheibe, hakten den Widerhaken ein und zogen nun mit vereinten Kräften diese Eisscheibe an uns heran auf das flache Ufer hinauf und zerkleinerten auf diese Art und Weise die ganze Eisdecke. "Der Poul weed getrocke", nannten wir diese Prozedur und wollten dem Winter die Herrschaft streitig machen, aber es dauerte nicht lange und wir mussten kapitulieren, denn nach 2 bis 3 Tagen war die Decke so dick und stark geworden, dass sie uns ohne Gefahr tragen konnte. "Der Poul dreht" (trägt), lautete dann unser Indianergeheul, und nun begann sofort die Schleifbahn in Tätigkeit zu treten, und wehe unseren Klumpen oder sonstigem Schuhzeug! Als wir nun einmal im schönsten Zuge waren und eine so lange Schleifbahn hergestellt hatte, welche fast von einem Ufer zum anderen reichte, erschien plötzlich ein Schlittschuhläufer auf der Eisfläche und begann seine Kunstläufe mit großer Bravour auszuführen. Entsetzt stoben wir alle dem nahen Ufer zu, und "Rette sich wer kann", war die Losung, denn einen Schlittschuhläufer hatte noch keiner von uns je zu Gesicht bekommen, trotzdem 13- bis 14jährige Knaben unter uns waren. Wir standen mit offenem Munde am Ufer und gafften diesem Ungeheuer nach, und wenn wir ihn nicht persönlich gekannt hätten, ich glaube viele von uns hätten den leibhaftigen Gott sei bei uns zu sehen vermeint. Es war doch kein geborener Kohlscheider, sondern ein zugewanderter Zollbeamter mit Namen Schramm.

Doch auch im Hochsommer übte der Kapellepoul eine große Anziehungskraft auf uns Schuljungen aus, wenn wir, aus der Nachmittagsschule kommend, allerlei Allotria treibend, am Poul angelangt waren, so flogen Klumpen und Strümpfe von den Füßen, die Hose bis über das Knie aufgekrempelt, wateten wir einer hinter dem anderen gehend, ein paar Mal am Ufer entlang rund um den ganzen Poul, dabei unbewusst eine heilsame Kneippkur ausführend.

Noch eine andere Begebenheit: Die Pfarrkirche war neu mit gewöhnlicher Kalkmilch getüncht worden, und nach Beendigung dieser Arbeit lag eine sehr große hölzerne und flache Bütte, worin die Tüncher die Kalkmilch angerührt hatten, im Pfuhl, um später nach erfolgter Erweichung der Kalkkruste, gereinigt zu werden. Die Bütte vom Wasser entleeren und für die Schifffahrt flott zu machen, war das Werk weniger Augenblicke, zwei oder gar drei setzten sich in die Bütte hinein, und die anderen stießen und schoben dann unsere neue Barke, bis an den Knien durch das Wasser watend, vor uns her, bis endlich unser Schiff unsern Händen entglitt und jetzt führerlos auf die hohe See hinaus glitt und wir es nicht mehr erreichen konnten. Die Insassen lärmten und schrien, und mehrere erwachsene Straßenpassanten riefen ihnen zu, nur ruhig sitzen zu bleiben, was denn auch geschah. Und der Wind trieb unser Schiff wohlbehalten bis an das jenseitige Ufer, wo unsere Weltumsegler dann mit Freudengeheul von uns in Empfang genommen wurden. Wir wollten sogar das gefährliche Spiel wiederholen, doch da erschien die hl. Hermandat in Gestalt des alten Polizeidieners mit seinem Hund und wir mussten eiligst das Weite suchen und andern Tags war dann unser schönes Schiff richtig beschlagnahmt. Alles also schon dagewesen sagt Ben Aciba.

Noch ein anderes Intermezzo: Es war im Hochsommer zur Zeit der Ernte, als zwei hiesige Landwirte einen hochbeladenen Erntewagen voll Weizenfrucht in die heimatliche Scheune überführen wollten. In der Höhe des Kapellepouls angelangt, wurde ihr Durstgefühl, welches sich schon auf dem Felde beim Beladen des Wagens eingestellt hatte, durch den Anblick des Wassers noch erheblich verstärkt, und sie gingen sich bei et Preckensfränze eh kriege. Das Pferd jedoch, welches ebenfalls riesigen Durst hatte, wollte dasselbe tun, aber in bescheidener Weise schon mit dem Wasser des Pfuhs vorlieb nehmen und ging nun, während die beiden Landwirte, welche zwei Brüder waren, sich in der Wirtschaft befanden, um auch zu trinken, geriet aber auf den abschüssigen Terrain immer weiter und weiter in den Pfuhl hinein, bis es schließlich in dessen Mitte mitsamt dem Wagen im Schlamm steckenblieb und nicht mehr von der Stelle kam. Die beiden kamen nun eiligst herbeigelaufen, aber es war zu spät und jetzt guter Rat teuer. Es wurde dann das Pferd eines daherkommenden Kohlenfuhrwerks ausgespannt, um Vorspann zu leisten. Aber das Anschrirren dieses Pferdes an den Wagen ging nicht so leicht von statten. Der Eigentümer des Pferdes ritt zwar auf diesem bis in die Nähe des Wagens heran, es war aber unmöglich, die Zugketten vom Pferde aus- und einzuhaken. Unterdessen hatte sich schon eine größere Menge Zuschauer am Ufer versammelt, und einer derselben rief dem Reiter zu: "Warte ein wenig, ich komme hinein" und sich den Hosengurt fester um den Leib schnallend, schritt er beherzt auf diese Unglücksstelle im Wasser zu und schirrte das Vorspannpferd so schnell wie möglich an den Wagen an. Aber auch jetzt wollte der Wagen noch nicht weichen, und unser Held musste noch ein zweites und sogar ein drittes Pferd, immer natürlich im Wasser stehend, vorspannen helfen, sodass das vordere Pferd nicht mehr weit vom Ufer entfernt stand und schon festen Fuß fassen konnte, und nun endlich sich der Wagen in Bewegung setzte und mit Hallo aufs Trockene befördert wurde. Ich habe bisher vermieden, Namen zu nennen, aber diesmal glaube ich eine Ausnahme machen zu müssen und den Namen des hilfsbereiten Helden zu nennen, der die ganze Zeit, oft bis zu den Schultern im Wasser stand, und seine noch lebenden Verwandten mögen mir diese Indiskretion verzeihen. Es war der Grubensteiger Arnold Rüländ von Schweigerhof, im Volksmund "et Rüländsnöllesche" genannt. Gott hab ihn selig!

Noch ein letztes und für uns Schuljungen heiteres Vorkommnis kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. Es betrifft ein idiotisches Ehepaar, welches in dieser Zeit fast beständig die Straßen Kohlscheids durchzog und von Gott und guten Leuten lebte. Ich will dieses Ehepaar mit den Namen "der Peter met et Lisepp" bezeichnen, unter welchen Namen ganz Kohlscheid dieselben kannte, und auf welche alle noch lebenden Kohlscheider aus diesen Jahren sich sicher noch erinnern werden. Meine selige Mutter hat mir in späteren Jahren erzählt, dass als die beiden zusammen Bekanntschaft hatten und bald heiraten wollten, die anderen Burschen zum Spaß den Peter hätten eifersüchtig machen wollen und ihm versicherten, er würde die Lisepp nie zur Frau bekommen. Als nun das erste Aufgebot stattfand, war der Peter selbst in der Kirche anwesend und hatte nach erfolgtem Aufgebot sich in der Kirche umgedreht und ganz laut gesagt: "Jetzt hat der Pastor es selbst gesagt, ich krieg et Lisepp en jenge angere". In meiner Jugendzeit war dieses Paar nun vollständig verrückt geworden und machte den Eindruck wie Zigeuner, denn die Lisepp zierte sich mit allerhand Firlefanz, dessen sie habhaft werden konnte und bevorzugte dabei vor allen Dingen die farbigen Zigarrenbänderolen, welche sie massenhaft an ihrem Rocksaum, auf den Schultern, auf dem Kopfe, an Brust und Rücken sowie an den Ärmeln befestigt hatte, so dass sie wie ein Harlekin aussah. Wenn diese beiden uns nun begegneten, und einer von uns hatte zwei Pfennige und bot diese dem Peter an, so piff er mit dem Munde irgendeine Weise, und die Lisepp tanzte einige Male um ihn herum, während der Peter sich um die eigene Achse drehend, sein Gesicht immer der Lisepp zuwandte und mit der rechten Hand den Takt schlug. Welches Gaudium für uns Schuljungen. Aber es kam noch besser. Es wollte nämlich den nächsten Sonntag Kirmes werden und mehrere Krambuden wurden schon an den Ufern des Kapellepouls aufgebaut. Diese Buden hatten damals nicht das moderne Aussehen von heute, wo fast jeder Budenbesitzer auch seinen eigenen Wohn- und Transportwagen besitzt, sondern die Kohlenfuhrwerke brachten dieselben als Rückfracht mit von Aachen und wurden dann am Rande des Kapellepouls so lange auf einen Haufen geschichtet, bis ihre endgültige Aufstellung erfolgen konnte. Wenn nun während der Schulzeit wieder eine Bude abgeladen worden war, liefen wir Jungen so, dass uns die Kotspritzer um die Köpfe flogen hinzu, zählten die bereits vorhandenen und berechneten sogar, wieviele noch Platz finden konnten, als der Peter mit der Lisepp erschien und vielleicht aus Ärger darüber, dass wir diesmal keine Notiz von den beiden nahmen, sich daran machte, den eben angekommenen Kramladen samt Zubehör in den Pfuhl hineinzuworfen. Zuerst riss er das den Haufen bedeckende Segeltuch herunter, und hinein in den Pfuhl. Dann folgten die runden Drehbretter, Latten, Bretter und die größeren Einfassungsstücke der Krambude. Und er begann bereits die schweren Lebkuchenkisten in Richtung auf den Pfuhl zu wälzen, als die Budenbesitzer, welche sich während dieser Zeit in der nahe gelegenen Wirtschaft mit Kegelschieben amüsiert hatten, durch den Lärm, welchen ihre Frauen. und nicht zuletzt auch wir selbst vollführten, herbeikamen und nun ihrerseits den Peter in den Pfuhl hineinstießen: er solle alles wieder herausschaffen. Doch der Peter lag im Pfuhl auf seinem Rücken und torkelte in dieser Lage, sich auf Hände und Füße stützend, im Pfuhl umher, geriet aber immer weiter hinein, so dass zuletzt nur noch sein Gesicht mit dem schwarzen, struppigen Bart sichtbar war. und diejenigen, die ihn hineingestoßen hatten aus Angst, er möge ertrinken. sich veranlasst sahen, ihn aus der üblen Lage zu befreien. Sie reichten eine lange Latte hin, welche der Peter auch instinktiv ergriff und nun aufs Trockene herausgezogen werden konnte. Während dieser ganzen Zeit war et Lisepp

kreischend und schreiend und johlend am Ufer hin und her gelaufen. Man kann sich leicht den Spektakel vorstellen, den dies alles hervorrufen musste. Man musste zuletzt die Feuerhaken aus dem Spritzenhaus hervorholen, doch auch mit diesen konnte man nicht alles mehr erreichen, und besonders die runden Drehbretter schwammen schon lustig in der Mitte des Pfuhles. So musste man warten, bis sie, ähnlich wie unser damaliges Schiff, vom Winde bis an das jenseitige Ufer angeschwemmt waren. Dabei hatten wir die Genugtuung, dass wir jetzt eine kleine Flotte beobachten konnten.

Es erübrigt sich jetzt nur noch das Ende des Kapellepouls zu beschreiben. Vorher will ich nur noch erwähnen, dass er auch auf die bereits Erwachsenen noch immer seinen Einfluss geltend zu machen wusste, weil an den Kirmestagen die sogenannten Scheidsjonge, welche ihre Tänzerinnen nach dem Hochamte an der Kirchtüre abgeholt hatten, mit diesen und der Musik an der Spitze, dreimal um den Kapellepoul herum gezogen waren, ehe sie in die verschiedenen Tanzlokale abrückten. Doch hierüber vielleicht ein anderes Mal mehr.

Wie das Leben des Kapellepouls abenteuerlich und abwechslungsreich war, so war auch sein Ende tragisch. Um den Platz vor der Kirche ein bisschen schöner zu gestalten, hatte die Gemeindeverwaltung beschlossen, den Pfuhl mit einer Mauer zu umgeben, was denn auch geschah. Man erbaute eine etwa 3/4 Meter hohe Mauer mit drei Eingängen, auf die Süd-, die West- und Nordseite zu gerichtet, versah diese Mauer mit in gleichen Abständen gemauerten Pfeilern und zwischen diesen eisernes Gitterwerk. Die Eingänge waren mit einer drei bis vierstufigen Treppe versehen. Und man pumpte nun von der Grube Langenberg aus durch Schläuche den Pfuhl so hoch voll, als die Treppen an den Eingängen es erlaubten. Der Platz sah wirklich viel schöner aus, hatte aber an Romantik viel verloren. Und der Pfuhl ließ sich diese Vergewaltigung auch nicht lange gefallen, denn eines schönen Morgens, zwei bis drei Wochen später, war sämtliches Wasser aus dem Brunnen verschwunden und wieder ins Bergwerk abgeflossen. Es war in der Nacht ein Erdriss, von der Grube herrührend, entstanden und hatte, quer durch den Pfuhl gehend, auch zwei Häuser, das eine südwestlich und das andere südöstlich vom Pfuhl gelegen, stark in Mitleidenschaft gezogen, sodass deren Keller voll Wasser standen. An der Südostseite war eine große Breche entstanden, und ein Pfeiler war mitsamt dem Gitter nach der Wasserseite zu eingestürzt. Ich hatte, als dies geschah, gerade meine Schulpflichtjahre hinter mir und arbeitete schon in Aachen, war aber an dem betreffenden Morgen in der Frühe am Pfuhl. (Demnach muss es sich um das Jahr 1868 gehandelt haben.) Und ich und viele Andere umstanden bedauernd das Werk der Zerstörung.

In diesem Zustande lag nun der Pfuhl Jahre um Jahre lang als Ruine, weil, wie allgemein gemunkelt wurde, ein Prozess deswegen zwischen der Gemeinde Kohlscheid einerseits und der Grubenverwaltung andererseits entstanden war. Nachdem auch dieser geschlichtet war, wurde die Mauer samt dem Gitterwerk abgebrochen, und der Platz in dem Zustande hergestellt, wie er sich heute noch befindet, mit einem schönen Springbrunnen geziert, welcher aber längst seine Tätigkeit eingestellt hat. Ich sage leider, denn es war wirklich ein schöner Anblick, wenn dieser Springbrunnen sein Wasser drei Meter hoch oder wohl noch höher in die Luft sandte, dieser Wasserstrahl oben in Tropfen sich zerteilte und dann im Glanze der Morgensonne in allen Farben des Regenbogens spiegelnd in das Becken zurückfloss.

II. Teil

Jugenderinnerungen darf ich dieses Heft nicht überschreiben, weil mit dem Vorhergesagten meine Schulpflichtjahre ihr Ende erreicht hatten, welcher Zeitpunkt zufällig mit dem Untergang des Kapellepouls zusammenfiel. Es werden jedoch zur Vervollständigung des Ganzen noch einige Erlebnisse meiner Jugendzeit mit einfließen müssen, da ich diesen Ausführungen die religiöse Gesinnung unserer Vorfahren zu schildern versuchen werde, welches letzteres in dem Vorhergesagten wegen Raummangel nicht möglich war. Auch fehlt in den bisherigen Ausführungen **eine vergleichende Schlussbetrachtung der damaligen Zustände**, besonders in religiöser Gesinnung zu der jetzigen Zeit. Und möchte ich dieses Letztere hiermit nachholen.

Der Verfasser

Dass unsere Eltern in religiöser Gesinnung der jetzigen Generation bedeutend überlegen gewesen wären, wage ich nicht zu behaupten, denn auch heute sind die Kohlscheider Einwohner und hoffentlich alle Rheinländer, mit wenigen Ausnahmen genügend fromm, um dereinst an der Himmelstür mit St. Petrus nicht in einen allzu großen Konflikt zu geraten. Aber zur Ehre unserer Eltern soll es gesagt sein, dass ihre Frömmigkeit inniger, ihr Gebet ausdauernder und regelmäßiger ihr Ehrgefühl zartfühlender und die Beobachtung, auch der geringsten Fast- und Abstinenztage, sowohl wie der Vigilien, streng durchgeführt wurde, und es kein Ungläubiger, wenn es deren auch unter ihnen vereinzelt gegeben hat, hätte wagen dürfen, mit seinem Unglauben, wie dies heute Vielfach geschieht, zu prunken. Er würde, wenn auch nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes, gesteinigt werden sein, so sehr hätte derselbe sich die allgemeine Verachtung zugezogen. Und keiner würde ihn eines freundlichen Wortes oder Blickes gewürdigt haben.

Die kirchlichen Feste wurden selbstverständlich auf dieselbe Art und Weise gefeiert wie heute, da ja bekanntlich Liturgie und Ritus stets dieselben bleiben. Nur waren damals die Eltern besser als in unseren Tagen bestrebt, ihre Kinder zum Besuch des Gottesdienstes auch an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage anzuhalten und es hätte einen Haufen ungebrannter Asche gegeben, d.h. die Rute hätte mit unserem Rücken unliebsame Bekanntschaft gemacht, wenn wir uns einmal zu schwätzen unterfangen hätten.

Auch bei den Land- und nach 1870/71, bei den Reichstagswahlen zeigte sich die religiöse Gesinnung unsere Vorfahren in glänzender Weise. Es benötigte keinerlei Agitation, um alle welche wollten, denn die Meisten hielten es nicht der Mühe wert und sagten sich, es geht auch ohne uns, christlich zu wählen, und deshalb der hiesige Wahlkreis stets dem Zentrum gesichert war. Einen vollgültigen Beweis von der religiösen Gesinnung. Keine andere Partei hatte, weil aussichtslos, einen eigenen Kandidaten aufgestellt und in Folge dessen das ganze Wahlgeschäft sich ohne Kampf abwickelte. Nur einmal, bei einer Reichstagswahl, hatten 13 Kohlscheider Herren einem liberalen Kandidaten ihre Stimme gegeben, ohne dass derselbe auch nur als Zählkandidat im hiesigen Wahlkreis aufgestellt war, und ihre Stimmen deshalb zersplittern mussten. Diese 13 gehörten aber alle den

besseren Kreisen an und hatten vielleicht nur dem Herrn Pastor zum Schabernack liberal gewählt, weshalb Letzterer dann auch nach der Wahl im "Echo der Gegenwart", welches damals die einzige Zeitung am Platze war, einen geharnischten Artikel gegen diese 13 Liberalen vom Stapel ließ und wobei ihm der Umstand sehr günstig war, die Zahl 13 bei dieser Abkanzlung ganz besonders hervortreten zu lassen. Trotzdem der Artikel ohne Unterschrift war, so wusste doch alle Welt, dass der Verfasser der Herr Pfarrer, und welche Herren damit gemeint waren, da er die Vornamen dieser Herren ungescheut zu nennen wagte, und dieser Artikel deshalb nicht allein in Kohlscheid, sondern auch in den umliegenden Ortschaften mit großer Freude gelesen wurde und allenthalben große Heiterkeit auslöste.

Im Anschluss hieran fällt mir gerade ein heiteres Vorkommnis ein, welches sich damals "ejene Scheedt" und zwar in der Häusergruppe "op gene Dresch" zutrug. Es gerieten dort nämlich zwei Weiber in Zank, und als nun auch der Mann der einen hinzukam, um auch seinerseits ein Wort mit beizulegen, rief die andere diesem zu: "Halt du doch dein Maul, du aue Liberal!!!" Weil also der Pfarrer gegen die Liberalen geschimpft hatte, glaubte sie, kein größeres Schimpfwort in Anwendung bringen zu können, als wenn sie auch ganz liberal schimpfte, ohne natürlich eine blasse Ahnung zu haben, was das Wort "liberal" eigentlich bedeuten sollte. Einige Zeit nachher, als kaum der Streit ruhte oder auch geschlichtet war, erschien nun eine dritte Person bei der einen der streitsüchtigen Frauen und sagte: "Habt ihr auch gehört, was diese zu ihrem Mann gesagt hat? 'Aue Liberale! Und wenn jemals einer wagte, so etwas zu meinem Manne zu sagen, ich kratzte ihm die Augen aus."

Es erübrigt sich jetzt nur noch die Art und Weise zu beschreiben, mit welcher unsere Voreltern die kirchlichen Feste durch weltliche Lustbarkeiten zu verschönern suchten. Ich will beginnen mit dem Fest des hl. Nikolaus am 6. Dezember. Wir Kinder freuten uns schon Wochen vorher, was der hl. Mann uns an seinem Namensfeste bescheren würde, denn er erscheint gewöhnlich damals persönlich in Gestalt eines Bischofs mit seinem Knecht Ruprecht, von uns "Hans Muff" genannt, dessen Rute wir alle sehr fürchteten. Nachdem wir dann alle einzeln gebetet hatten, und unsere Eltern unser Betragen lobten, erhielten wir die uns zugedachte Bescherung und es herrschte dann für einige Tage große Freude in Israel.

Am hochheiligen Weihnachtsfeste ging es im Punkte Kinderbescherung weniger hoch her, als dies zur jetzigen Zeit der Fall ist. Nur bei den Bessersituierten war es Sitte, ihre Kinder auch am Weihnachtsfeste zu beschenken, und in deren Häusern auch ein Weihnachtsbaum anzutreffen war. Die ärmere Bevölkerung konnte sich einen solchen Luxus nicht leisten, doch fehlte auch bei den ärmsten Leuten die übliche Leberwurst nicht.

Die Fastnachtstage will ich womöglich mit Stillschweigen übergehen. Nur möchte ich bemerken, dass an diesen Tagen selbstverständlich etwas mehr als sonst in Essen und Trinken geleistet wurde und dann einige Wenige in angeheitertem Zustande sich den Rock verkehrt, das Futter nach außen, anzogen oder sich die Schürze ihrer Frau vorbanden und dann auf der Straße allerhand Allotria trieben zum größten Gaudium für uns Schuljugend, jedoch von einem Fastnachtsjubel und Trubel, wie es vor dem Weltkriege an der Tagesordnung war, konnte keine Rede sein.

An den Osterfeiertagen vergnügten sich die Alten mit dem sogenannten Eiertippen, welches darin bestand, dass große Trupps erwachsener Leute mit gefärbten Ostereiern

versehen sich auf dem Platze vor der Kirche um den Kapellepoul ansammelten und sich gegenseitig zuriefen: "Wee hat noch eh Köppche?" Das hieß, wer hat noch ein ganzes, auch an der Spitze unversehrtes Ei? Meldete sich nun ein anderer, so tauschten die beiden behufs näherer Untersuchung die Eier auf ihre Echtheit und Stärke aus, indem sie mit der rechten Hand das Ei des Gegners leicht an ihre Zähne anschlagen ließen und gleichzeitig mit dem Zeigefinger der linken Hand ihr Ohr verstopften. Zu welchem Zwecke ist mir heute noch unverständlich. Wenn beide es nun zu wagen vermeinten, dass sein Ei das des Gegners bezwingen würde, so wurden die beiden Eier so lange mit der Spitze gegeneinander gekippt, bis eines derselben zerbrach und dieses dann dem Gegner ausgehändigt werden musste. Waren nun sämtliche Eier an der Spitze zerbrochen, dann ging dasselbe Spiel mit dem stumpfen Ende los, bis am Ende der Feiertage kein unzerbrochenes mehr aufzutreiben war. Während der Ostertage saßen nämlich verschiedene Frauen mit Körben voll Ostereiern auf dem Markte, bei welchen diejenigen, welche Unglück gehabt und ihre Eier verspielt hatten, ihren Vorrat wieder ergänzen konnten, bis endlich ihr Geldbeutel auch versagte, und vollständiger Bankerott ausgebrochen war.

Auch einen Betrüger hatte man bei diesem unschuldigen Spiel einst entdeckt. Dieser hatte nämlich das stumpfe Ende des Eies, wo sich bekanntlich immer ein hohler Raum, die so genannte Luftblase, befindet, mit geschmolzenem Pech ausgefüllt, und auf diese Weise einen tüchtigen Vorrat an zerbrochenen Ostereiern angesammelt, als der Betrug entdeckt, und nachdem man ihm seinen Eiervorrat um die Ohren geworfen, er mit einer guten Tracht Prügel heimgeschickt wurde.

Am hochheiligen Pfingstfeste war es wie auch heute noch Kirmes in Kohlscheid, und da ich bereits Gelegenheit hatte, vorher die Kirmes zu erwähnen, so bleibt für die Pfingstkirmes nicht mehr gerade viel berichten. Für uns Schuljungen bildeten die Krambuden und besonders das Karussell den Hauptanziehungspunkt. Das letztere war ganz einfach eingerichtet, gegenüber den jetzigen modernen Rundreisemaschinen. Es wurde meistens mit der Hand, oder zuweilen auch durch einen armseligen Gaul in Bewegung gesetzt, und bestand aus einer Anzahl größerer oder kleinerer Holzblöcke, welche mit einem Pferdekopf versehen waren, nach unten 4 Stelzen als Füße und Beine und hinten einige Haare, den Pferdeschwanz markierend, aufwiesen. Das war die ganze Herrlichkeit. Trotzdem vergnügten wir uns auf diesem Karussell nach Herzenslust, da das große Pferd 4 Pfennige und das kleine nach innen gerichtete nur 2 Pfg. kostete. Man konnte sich außerdem auf einem der größeren Pferde eine Freifahrt verdienen. Es stand nämlich neben dem Karussell ein Pfahl in die Erde gerammt, an dessen oberen Ende sich ein beweglicher und nach unten gerichteter Flügel befand. In diesem Flügel wurde an seiner Spitze ein Eisenring halb sichtbar. Und diesen Ring mussten wir im Vorbeireiten mit einem dazu eingerichteten Stößer zu erhaschen suchen. Geling dieses, so trat sofort ein neuer Ring aus dem Flügel heraus an seine Stelle, bis endlich auch ein kupferner Ring sichtbar wurde. Und derjenige, welcher diesen letzteren aus dem Flügel herausstach, war der Sieger und rief dann jubelnd: "Patien! Patien!" und hatte dann für die nächste Tour eine Freifahrt - er hatte Patien.

Auch war unsere Kirmesfreude besonders groß, wenn sogar ein zweites Karussell auf dem Markte erschien und die beiden Besitzer sich dann aus Geschäftsneid in die Haare

gerieten und abwechselnd dann und wann eine volle Freitour, dem andern zum Trotze, einlegten, und wir Jungen jetzt nach Herzenslust umsonst so viel reiten konnten, wie wir wollten, und sich hier also das Sprichwort bewahrheitete:

Den Vorteil, um den zwei sich stritten,
erfreut meistens den Dritten.

Kaum war nun die Pfingstkirmes vorbei, so berechneten wir schon, wieviel Wochen es noch bis zur großen Kirmes, wie wir die Herbstkirmes nannten, dauern würde. Denn dann hatte die Ernte bereits begonnen, Äpfel, Birnen, Pflaumen und allerhand Obst war in Hülle und Fülle vorhanden. Und in Folge dessen fielen die Portionen Kirmesfladen zu Hause viel reichlicher aus. Im Übrigen verlief die Kirmes in derselben bereits geschilderten Weise für uns Kinder und auch für die älteren Leute. Nur die heranwachsende Jugend feierte diese Kirmes in hervorragender Weise durch die Veranstaltung der sogenannten Jugendspiele (Jonge Spääl). Und diese Spiele will ich zur Erheiterung unserer Jugend hier zum Schluss etwas näher beschreiben, besonders weil der Kapellepoul hier auch wieder ehrenvolle Erwähnung findet.

Das Jongespääl (Jungenspiel)

Einige Wochen vor der Herbstkirmes versammelten sich die jungen Burschen ihrer Ortschaft in einer zu diesem Feste geeigneten Wirtschaft und beschlossen ein Jongespääl an den Kirmestagen zu veranstalten. Der Wirt brachte dann eine gewöhnliche Spielkarte, denn es sollte vor allen Dingen ein Maikönig gewählt werden. Aber nicht etwa durch Stimmenmehrheit vollzog sich diese Wahl, sondern die Spielkarte musste den Orakelspruch fällen, wer von den Teilnehmern an dem Feste der König sein sollte. Die Karte wurde, nachdem man Sie vorher gehörig durcheinander gewürfelt, wie das bekanntlich bei jedem Kartenspiel üblich ist, jedem Teilnehmer einzeln vorgelegt. Und derjenige, welcher zufällig das "Herz As" erhielt, war Maikönig.

Also auch hier spielte der Zufall die Hauptrolle, wer die Königswürde erhielt, wie das ja leider auch im gewöhnlichen Leben unter der Herrschaft der erblichen Monarchie der Fall war, weil derjenige, welcher zufällig von einem Kaiser oder König abstammte, dessen Nachfolger wurde, unbekümmert darum, ob er zu diesen Herrscherpflichten auch die geeignete Persönlichkeit war. Der Maikönig in unserem Jongespääl war ein despotischer Regent, denn er hatte sofort das Recht, seinen Vizekönig und die übrigen Minister zu ernennen, oder auch, wenn er sich selbst den Schneid nicht zutraute, diesen verantwortungsvollen Posten als König nicht ausfüllen zu können, oder es war zufällig der Kleinste und Unansehnlichste der ganzen Schar, so konnte er zu Gunsten des von ihm ernannten Vizekönigs abdanken, und dieser trat sofort die Rechte und Pflichten des Maikönigs an, während er selbst wieder als geringer Untertan tätig sein musste. Außer dem Vizekönig bestand der Hofstaat des Königs noch aus dem Bannerträger, auch Fahنشwenker genannt, dem Pritschenmeister oder auch Klappermeister und dem Krugträger, über deren Tätigkeit ich später näher berichten werde. Wenn nun das Jongespääl sich gebildet und gefestigt hatte, wurden von Seiten des Königs und seiner Minister die nötigen Vorarbeiten in Angriff genommen. Besonders gehörte dazu die Beschaffung einer geeigneten Tanzfläche, die Sicherung der nötigen Musik, welche gewöhnlich aber nur aus drei oder höchstens vier von den herumziehenden Schloranten bestand, Beschaffung der Schulterschärpen, Hutverzierungen usw. Am Kirmessonntag

erschieden nun diese Jongenspäule alle miteinander, es waren deren oft sieben bis acht an der Zahl, nach Schluss des Hochamtes um den Kapellepoul herum auf dem Marktplatze und erwarteten hier vor der Kirchtüre ihre Tänzerinnen. Alle waren mit einer weißen oder auch farbigen Schultersehleife und einem größeren Blumenstrauße am Hute geziert, der König außerdem einen goldenen und der Vizekönig einen silbernen Kranz von Lorbeer oder Eichenlaub um den Hut tragend, und unter dem Gezeter alle der 6 oder 7 Musikchöre, deren "Täteräh" bis in die Nachbargemeinden hinein schallte, um von da aus desto mehr Kirmesgäste herbeizulocken, wurden dann die aus der Kirche kommenden Tänzerinnen an sich herangezogen (ahtrecke - nannte man diese Manipulation). Der König geruhte unterdessen hinter seinem Bannerträger Aufstellung zu nehmen. Da Seine Majestät schon die Königin von seinem Vizekönig zugeführt worden war. Alle übrigen mussten jedoch selbst bestrebt sein, sich wenigstens eine von den vielen für sich zu angeln. Widerstrebte irgendwo eine der Schönen auf die Aufforderung des Spääljungen mitzumachen, so lief schnell der Klappermeister mit seiner von vielen farbigen Bändern gezierten Pritsche hinzu, schlug ihr leicht mit derselben auf die Schulter und machte eine gebieterische Geste zu folgen, und aller Widerstand war gebrochen. Und willig folgte sie. Trotz alledem kam es zuweilen vor, dass der eine oder andere keine Tänzerin hatte, zum allgemeinen Gelächter und zur Erheiterung der Umstehenden. Waren alle nun genügend mit Tänzerinnen versehen, manche besonders Schneidige hatten deren zwei, sogar drei am Arm hängen, ging es unter Vorantritt der Musik zuerst dreimal um den Kapellepoul, ehe jedes einzelne Korps nach seinem Tanzlokale abschwunkte. Man sieht also hieraus, dass der Kapellepoul auch noch auf die Erwachsenen einen anziehenden Einfluss ausübte. Auf dieser Rundreise um den Pfuhl und auf dem Marsche zum Tanzlokal kam nun die Majestät des Königs und die Funktionen seiner Minister zur vollen Geltung. Seiner Majestät schritt würdevoll, seine Königin am Arm, hinter dem Bannerträger und Fahenschwenker her, dessen Aufgabe darin bestand, die Fahne während der ganzen Reise möglichst elegant zu schwenken, zu welchem Zwecke letztere nur mit einem kurzen Stiel, kaum dass unterhalb des Fahnentuches eine Handbreit Schaft vorhanden war, versehen, und der Fahnenträger nun die Fahne bald über den Kopf, bald hinter seinem Rücken, bald so hoch wie möglich in der Luft, bald nahe der Erde, ja sogar zwischen den Beinen und Füßen hin flattern ließ, und dies dadurch ermöglichte, dass er die Fahne bald mit der rechten, bald mit der linken Hand handhabte. Der Klappermeister sprang und tanzte während des Marsches bald vor-, bald rückwärts, sodass er den Weg mindestens zweimal machte und dabei fortwährend mit seiner Pritsche klappernd an dem Zuge entlang und dann auch die eine oder andere der Tänzerinnen scherzweise mit einem leichten Schlag auf die Schulter bedachte. Der Krugträger endlich trug einen kleinen Krug, mit Branntwein gefüllt, vor dem Zuge her. Er hatte außerdem die Aufgabe, während des ganzen Festes zu beobachten, dass sich keiner der Mitglieder betrank. Und er hatte das Recht, ein betrunkenes Mitglied aus der Gesellschaft hinauszwerfen und dessen Ausschluss zu beantragen.

Auf dem Tanzboden angekommen, hielt der König seine Thronrede, welche aber oft erbärmlich genug, zuweilen aber auch, je nach der diplomatischen Schlaueit oder humoristischen Schneidigkeit Seiner Majestät, glänzend ausfiel und in einem Toast auf die schönen Tänzerinnen gipfelte. Dann eröffnete er mit seiner Königin den Reigen, und dreimal Rundtanzen war das ausschließliche Recht der hohen und höchsten Herrschaften.

Und dann erst durften alle, auch Nichtmitglieder, welche sich unterdessen mit ihrem Schatz oder ihrer Frau eingefunden hatten, mittanzen, welche dann für jeden Tanz 10 Pfg. zur Deckung der Unkosten in eine Tellersammlung legen mussten, während die Mitglieder frei tanzen durften, aber auch für Ordnung beim Tanzen abwechselnd zu sorgen hatten. Hierbei tat die Pritsche des Klappermeisters ausgezeichnete Dienste. So ging dieser Kirmesjubiläum einige Stunden bis der Hunger sich einstellte, und nach eingenommener Mahlzeit und Vesperbrot bis in die späte Nacht hinein fortgesetzt wurde. Dieses Spiel dauerte drei Kirmestage so fort. Nur am 3. Tage fand schon morgens früh eine besondere Veranstaltung Verwendung, in dem die Spääljungen mit Musikbegleitung ihre Tänzerinnen vor der Wohnung besuchten und ein Morgenständchen brachten, wobei dann die Schnapsflasche wieder zu ihrem Rechte kommen durfte, da der Krugträger das Alkoholverbot aufgehoben hatte und eigenhändig aus seinem, bis dahin sorgfältig behüteten und versiegelten Krug, einige Tropfen einschenkte, und diese dann ihrem Verehrer und allen Mitgliedern mit einem oder etwa zwei Schnäpsen beschenken durften.

Ich könnte noch manches von althergebrachten Gebräuchen hier anführen, muss mich aber darauf beschränken, einen witzigen Ausspruch zu erwähnen, den das Preckensfränzchen (der bereits mehrfach erwähnte Wirt in Kohlscheid) mir gegenüber einmal gebrauchte, als ich zu ihm sagte: "Franz, dein Haus wackelt!" als nämlich das Jongespääl in den oberen Räumen, wo sich auch der Tanzsaal befand, in voller Tätigkeit war, mir schlagfertig antwortete: "Ach was, ein Hundeschwanz wackelt auch, fällt aber doch nicht."

Diese Jongespääle sind langsam abgeschafft worden, und zwar durch den Fortschritt der Zivilisation und den modernen Zeitgeist, weil schließlich die meisten jungen Leute es unter ihrer Würde hielten, ein solches mitzumachen. Ich für meine Person war niemals mit dabei, trotzdem ich in meinen jungen Jahren auch leidenschaftlicher Tänzer war, aber lieber während der Kirmestage einem anderen schönen Ball den Vorzug gab. Während meiner Schulpflichtjahre war diese Art Kirmesbelustigung so an der Tagesordnung, dass es den Hauptteil der Kirmesfreuden ausmachte und nicht allein auf Kohlscheid, sondern auch in allen Gemeinden des Wurmreviers gang und gebe war, und die Gemeinde Würselen dabei an der Spitze stand, da dort sogar Spiele von den verheirateten Männern in Szene gesetzt wurden, welches Letzteres jedoch in Kohlscheid nie der Fall gewesen ist. Auch waren dort diese Jünglingsspiele immer sehr zahlreich, weil jede der vielen Ortschaften der Gemeinde wenigstens ein solches veranstaltete.

Die Allerheiligen Festzeit war naturgemäß wie auch heute noch dem Andenken der Toten gewidmet und war in religiöser Beziehung von Bedeutung, weil mit diesem Tage das tägliche Abbeten des hl. Rosenkranzes begann und in allen Familien ohne Ausnahme bis zum hl. Osterfeste fortgesetzt wurde, welches löbliche Sitte auch gegenwärtig noch in mancher Familie geübt wird.

Zum Schluss will ich noch erwähnen, dass diese Herbstzeit für uns Schuljungen nicht ohne Freude war, denn vom 1. Oktober ab, welchen Tag unsere Eltern Zentermeß nannten, war der Pachtzins für etwa gemietete Ländereien, Gärten oder Wiesen fällig. War dieser Pachtzins nun berichtet, so waren alle Fruchtwiesen der Jugend verfallen, d.h. sämtliches Obst, welches nach diesem Tage noch an den Bäumen hing, war unser, und wir durften dann ungestört von Seiten des Eigentümers oder der Polizei Nachlese halten.

Auch die abschließenden Zäune aus einer in die andere Wiese wurden von uns eingerissen, und wir sagten dabei: "Die Wiesen gehen durcheinander", und auch hiergegen hatte der jeweilige Eigentümer nichts einzuwenden. Es war einmal Volksbrauch, und nächstes Frühjahr verstopfte er die von uns gemachten Löcher in Hecken und Zäunen, und die Kiste war fertig. War nun nichts mehr von Obst in den Wiesen zu holen, und begann nach Allerheiligen der Laubabfall, so holten wir dies in Säcke gefüllt nach Hause um solches im Winter als Viehstreu zu benutzen, und auch hiergegen wendete kein Eigentümer das Geringste ein. Zum Danke dafür halfen wir dann vor Eintritt des Winters die Bäume fackeln, welches zur Vertilgung des Ungeziefers und dessen Brut notwendig war, und welches folgendermaßen ausgeführt wurde. In der Wiese wurde ein leichtes Feuer angezündet. Der Eigentümer hatte genügend Stroh herbei geschafft, und wir selbst hatten uns mit langen Stecken oder Bohnenstangen bewaffnet und banden nun ein Strohbandel an das obere Ende dieser Stangen, zündeten letzteres an, und fackelten die Äste und Zweige und schließlich den Stamm des Baumes ab, und machten auf diese Weise den Raupennestern und deren Larven den Garaus.

Bisher habe ich nur immer von unseren Jungenspielen gesprochen, muss aber auch jetzt erwähnen, dass die damalige Schuljugend viel mehr als jetzt zur Arbeit angehalten wurde, um nach Kräften in Feld und Garten mit tätig zu sein, da jeder Bergmann, wenn er auch kein liegendes Eigentum besaß, sich ein Stück Ackerland oder Garten gemietet hatte, um sich den notwendigen Vorrat an Feld- und Gartenfrüchten für den Winter selbst mit Hilfe von Frau und Kindern zu produzieren. Und selbst wo dies nicht möglich war, sammelten sich die Kinder der ganz Armen den notwendigen Wintervorrat an Kartoffeln ein, indem dieselben auch von dem Rechte des 1. Oktobers Gebrauch machten und alle Felder nach zurückgebliebenen Kartoffeln absuchten. In unserer Familie aus Vater, Mutter und 9 Kindern bestehend, waren diese Arbeiten recht zahlreich, denn wir hatten außerdem noch für eine Kuh und zwei Schweine, welche unsere Eltern jedes Jahr für den eigenen Bedarf mästeten, Sorge zu tragen. Und nachdem unser seliger Vater gestorben war, halfen wir der Mutter nach Kräften, auch nachdem wir aus der Schule entlassen und bereits als Fabrikarbeiter tätig waren. Die erste und letzte Erinnerung meiner Jugend gehört meinen braven Eltern, und wäre es meinerseits sehr undankbar, wollte ich ihnen nicht einige Zeilen am Schlusse meines Werkes widmen.

Mein seliger Vater war einfacher, schlichter Bergmann und wie alle übrigen ohne jede elementare Schulkenntnis, jedoch für seine Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und gute religiöse Gesinnung ist dies der beste Beweis, dass seine Altersgenossen und Freunde stets bei allen wichtigen Angelegenheiten seinen Rat einholten und denselben dann auch meistens befolgten. Leider ist er schon im Alter von 56 Jahren an der Bergmanns-Krankheit (Lungenleiden) gestorben und zwar gerade zu der Zeit, als er sich schon ein sorgloseres Alter hätte gestatten dürfen, weil schon 5 meiner erwachsenen Brüder mit tätig waren und die Kosten der Haushaltung mit bestreiten halfen. Meine selige Mutter hat jedoch ein sehr hohes Alter erreicht. Bei ihrem Tode waren alle ihre Kinder, neun an der Zahl, 7 Söhne und 2 Töchter verheiratet. Aber noch immer wollte sie trotz ihres hohen Alters in Feld und Garten tätig sein, so dass wir schließlich sanfte Gewalt anwenden mussten, um sie davon abzuhalten, sich über Gebühr anzustrengen. Auch sie besaß keinerlei Schulkenntnisse, und ich konnte ihr die größte Freude bereiten, wenn ich ihr während der langen Winterabende etwas vorlas, und ich dann sehr erstaunt und erfreut

war, wie gut sie das Vorgelesene begriffen und behalten hatte, denn noch Tage nachher wusste sie das Gehörte an Nachbarinnen oder sonstigen Besuch nachzuerzählen und zwar ganz zusammenhängend und nicht durcheinander gewürfelt. Es war dies ein Beweis ihres guten Auffassungsvermögens, welches leider bei ihr nicht ausgebildet worden war. Sie starb an Altersschwäche, beinahe 80 Jahre alt, und Gott gebe meinen braven und guten Eltern die ewige Ruhe.

Schlussbetrachtung

Wenn ich mir den riesigen Fortschritt betrachte, den die Welt in der kurzen Zeit meines Erdenlebens in der Zivilisation, in Bildung des Geistes und in gewerkschaftlicher Hinsicht genommen hat, so gebe ich mich der zuversichtlichen Hoffnung hin, dass unsere Nachkommen, wenn auch erst nach Generationen, Mittel und Wege finden werden, den so lange angestrebten Völkerfrieden zu verwirklichen.

Der Wille zum Völkerfrieden war bekanntlich schon lange vorhanden (Beweis: die Errichtung des Friedenspalastes in den Haag), und wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Nur haben wir bis jetzt diesen Weg leider noch nicht finden können, weil wir meines Erachtens durch verschiedene herrschsüchtige Faktoren daran gehindert wurden, diesen Weg zu betreten. Diese herrschsüchtigen und kriegerischen Elemente müssten zuerst von der Führung des Staates ausgeschaltet werden können, und hierin gehört vor allen Dingen das System der erblichen Monarchie. (Ich bemerke hierbei, da diese Zeilen nicht im Auftrage einer dritten Person, etwa einer Partei, einer Gewerkschaft, oder eines Vereins geschrieben sind, sondern ich hiermit meine persönliche Überzeugung von der allgemeinen Weltlage zum Ausdruck gebracht, und nur ich allein dafür verantwortlich bin. Der Verfasser).

Ich für meine Person erachte das Prinzip der erblichen Monarchie als das Haupthindernis für die Verwirklichung des allgemeinen Völkerfriedens. Warum? Jeder Herrscher konnte bei seinem Ableben nur mit Ehren der Reihe seiner Ahnen zugezählt werden, wenn er bei Lebzeiten Mehrer des Reiches geworden war, und deshalb stets bedacht sein musste, dem Nachbarstaate eine Provinz, eine Kolonie oder eine Insel abzuraubrittern. Auch war es nicht ausgeschlossen, dass gerade der Unfähigste des Staates zur Herrschaft und Königswürde gelangte, während doch naturgemäß der Beste, Intelligenteste, Schlaueste und meinetwegen auch der Raffinierteste des Staates unser Herrscher sein müsste, natürlich durch freie Wahl gewählt und nicht etwa durch hohe Geburt oder Usurpation zu dieser Herrschaft gelangt sein dürfte. Jede Diktatur, von unten sowohl wie von oben, ist zu verwerfen. Die Geheimdiplomatie müsste abgeschafft, religiöse Freiheit des Bekenntnisses gewährleistet, unentgeltliche Rechtspflege zugesichert, Abrüstung der stehenden Heere zu Kriegszwecken und nur Beibehaltung genügender Berufssoldaten zur Aufrechterhaltung der Ordnung, Gleichberechtigung aller Stände, wirklich freie Bahn dem Tüchtigen, unentgeltlich weitere Ausbildung besonders gut veranlagter Schüler, auch der Volksschüler, und noch viele andere Probleme sind anzustreben, welches alles aber nur in einer vernünftig geleiteten Republik möglich ist. Ich gebe mich der zuversichtlichen Hoffnung hin, dass unsere Nachkommen diese Probleme zu lösen im Stande sein werden, um den allgemeinen Völkerfrieden zu verwirklichen. Diese Hoffnung beruht meinerseits darauf, wenn ich mir den Weg der Weltgeschichte vergegenwärtige, und wie wir heute uns die Zeit des Faustrechtes, des Raubrittertums, der Hexenprozesse und vieles andere als

Barbarei vorstellen, so oder ähnlich werden unsere Nachkommen wahrscheinlich auch über den Weltkrieg von 1914 denken, und die gegenwärtige Generation, wenn auch nicht als Barbaren, so doch als große Dummköpfe schelten werden, dass wir uns von einigen Kriegshetzern aufwiegeln ließen, uns gegenseitig millionenfach tot zu schießen, zu versaufen, zu verhungern oder auf sonstige Art ums Leben zu bringen.

Es ist mir gegenüber in der letzten Zeit von verschiedenen hochstehenden Personen der Einwand gemacht worden, die es als ein großes Übel betrachten, dass die jetzigen jungen Männer, ohne die militärische Erziehung heranwachsen. Ich gebe Letzteres nur zum Teil zu und spreche dabei aus Erfahrung aus meiner eigenen Dienstzeit. Dass mein Ehrgefühl in der ersten Rekrutenzeit nicht gestärkt, sondern viel eher untergraben worden ist, und zwar durch die Behandlungsweise der Vorgesetzten, welche uns allen ohne Ausnahme mit den dreckigsten Schimpfnamen belegten, welche ich hier nicht wiedergeben mag und welche mir die Schamröte ins Gesicht trieben, aber nach und nach so daran gewöhnt wurde, dass ich darüber lachen konnte. Auch waren zur damaligen Zeit noch Tätlichkeiten von Seiten der niederen Vorgesetzten an der Tagesordnung. Wir haben Misshandlungen von den Offizieren stillschweigend gelitten. Solches nennen Monarchisten militärische Erziehung.

Auch auf gewerkschaftlichem Gebiet wäre der allgemeine Weltfriede zu Gunsten der Weltwirtschaft sehr zu empfehlen und sollten die verschiedenen Parteien sich nicht gegenseitig wie bisher aufs Messer bekriegen, sondern lieber eine Einheitsfront bilden, um endlich dem Arbeiterstand die Gleichberechtigung mit den anderen Ständen zu erkämpfen. Auch auf diesem Gebiete ist während meiner Lebenszeit ein bemerkenswerter Fortschritt zu verzeichnen, da ich mich noch gut an die Zeit zu erinnern vermag, wo man es noch nicht wegen durfte, sich öffentlich zu irgendeiner gewerkschaftlichen Organisation zu bekennen, ohne von Seiten des Unternehmertums den strengsten Maßregelungen ausgesetzt zu sein, und das die Gewerkschaften als solche einfach nicht anerkennen wollte.

Die drei vornehmsten Stützen der Weltwirtschaft, die Arbeit, das Kapital und die Spekulation sind mit einem dreibeinigen Stuhl zu vergleichen. Oben darauf ruht die Weltwirtschaft. Fehlt nun eine dieser drei Stützen, dann liegt der Stuhl zur Seite, und die Weltwirtschaft geht in die Brüche, selbst wenn nur eine dieser drei Stützen kürzer oder schwächer ist, als die beiden anderen, so ist dies schon kein normales Verhältnis. Die Weltwirtschaft sitzt schief, und die kürzere oder schwächere Stütze hat außerdem dann auch noch die schwerste Last zu tragen. Es wäre meines Erachtens angebracht, da Arbeit, Kapital und Spekulation sich gegenseitig zu ergänzen suchen und nicht, wie die Sozialdemokraten und Kommunisten predigen, sich gegenseitig bekämpfen und zu überlisten trachten. Allerdings ist bis in die Jetztzeit hinein die Stütze, welche die Arbeit vorstellt, immer die kürzere und schwächere gewesen und ganz besonders unter der monarchischen Herrschaft.

Unter der republikanischen Regierung hat sich jedoch vieles in dieser Hinsicht zum Besseren gewendet, hat doch der Betriebsrat, besonders der größeren industriellen Betriebe, das Recht, sich die Jahresbilanz vorlegen zu lassen, die Arbeitszeit zu regeln, ungerechtfertigte Entlassungen und sonstigen Maßregelungen des Unternehmers vorzubeugen und viele andere Verbesserungen der Lage der Arbeiter zu bewerkstelligen,

woran unter einem Militär- oder Polizeistaat nicht zu denken gewesen wäre. Die Gleichberechtigung aller Stände, also auch des Arbeiterstandes, wird aber so lange eine Utopie, also eine Unmöglichkeit bleiben, solange dem Arbeiter eine Beteiligung am Reingewinn versagt bleibt. Nur in dem Falle, dass der Arbeiter prozentual am Gewinn beteiligt wäre, könnte von Frieden zwischen Arbeit und Kapital die Rede sein, und ich glaube, beide würden Nutzen davon haben. Der Arbeitgeber, weil seine Arbeiter nicht so wie bisher der Fluktuation unterworfen wären, und er sich eine sesshaftere Arbeiterschaft heranbilden könnte. Diese sesshaften Arbeiter erlangten dann in seinem Betriebe eine gewisse Spezialität, und eine erhöhte Leistung wäre die notwendige Folge.

In gleicher Weise hätte der fleißige und vernünftige Arbeiter die wohltuende Gewissheit, womöglich zeitlebens in ein und demselben Werke tätig sein zu dürfen, und könnte mit Stolz die Leistungen seines Werkes rühmen und sagen: "Unser Werk hat dieses oder jenes schwierige Projekt zur Ausführung gebracht, und ich war nach Kräften daran beteiligt."

Es würde dann keine Seltenheit mehr sein, wenn ein Arbeiter sein ganzes Leben bei ein und demselben Arbeitgeber in Arbeit stände. Der Klassenkampf würde aufhören, da es ja keine Klassenunterschiede gäbe, und die Menschen und Völker würden friedlicher nebeneinander wohnen können und im ehrlichen Handel und Wandel sich immer besser verstehen und achten lernen. Ein Krieg würde dann zur Unmöglichkeit. Etwaige Meinungsverschiedenheiten müssten durch ein internationales Schiedsgericht geschlichtet werden können.

Das walte Gott.